# Kern der lustigen und scherzhaften Erzählungen des BOCAZ

aus dem Italiänischen übersetzt mit Kupfern.

III. und lezter Theil.

1762.

Ein Mönch, welcher eine grosse Sünde gethan hatte, befreyete sich von der wohlverdienten Strafe dadurch, daß er seinem Abte eben diese Sünde auf eine manierliche Art vorwurf.

Vor Zeiten war ein gewisses Closter, worinne die Mönche heiliger lebten, als sie anjetzo gemeiniglich zu thun pflegen. Es war unter andern auch ein junger Mönch darinnen, dessen Fasten und Kasteyen sein Fleisch nicht bändigen konten. Als dieser eines Tages, ohngefähr um den Mittag, nemlich zu der

Zeit, da die andern schlieffen, ausgegangen war, und um die Kirche, welche an einem einsamen Orte stund, herum spazirte, so begegnete ihm von ohngefähr ein junges, ziemlich artiges Mädgen, deren Vater vielleicht ein Bauer aus der Nachbarschaft war, und sie, gewisse Kräuter zu suchen, ausgeschicket hatte. So bald er sie sahe, so fühlete er eine Versuchung, sie näher kennen zu lernen. Er ging zu ihr, redete sie an, und wurde mit ihr eins, führete sie auch sogleich in seine Zelle, ohne daß es jemand inne wurde. Während daß er sich mit ihr voller Freude ohne viele Vorsicht vergnügete, so war der Abt aufgestanden, und da er ganz sachte vor den Schlafzimmern herum ging, so ging er auch vor der Zelle dieses Verliebten vorbey, und weil er Lärm darinne hörete, so näherte er sich derselben ganz leise, um die Stimmen desto besser zu unterscheiden. Er hatte kaum das Ohr hingehalten, als er deutlich hören konte, daß eine Frauensperson darinne war. Er war willens sich aufmachen zu lassen, hernach aber hielt er vor besser, ohne Lärm zu machen, wieder fort zu gehen, bis der Mönch würde ausgegangen seyn. Ob nun dieser schon mit dem Mädgen sehr beschäfftiget war, so befürchtete er dennoch einen Zufall. In diesen Gedanken glaubte er, daß er auf dem Schlafhause habe gehen hören, und als er durch ein kleines Loch sahe, so sahe er ganz deutlich, daß es der Abt wäre, welcher horchte, und zweifelte nicht, daß er seine Liebste gesehen habe. Weil nun der Mönch wuste, daß er garstig davor würde bezahlet werden, so war er über diesem Zufalle höchst mißvergnügt, dahero suchte er, ohne dem Mädgen

was davon merken zu lassen, ein gutes Mittel, sich aus diesem Handel zu wickeln; und da nichts sinnreicher als Noth und Liebe ist, so dachte er nicht lange nach, eine neue List zu erfinden, welche ihm auch nach Wunsche glückte. Er stellete sich demnach, als wenn er nicht länger bey diesem Mädgen bleiben könnte, und sagte zu ihr, indem er sie verließ, ich will gehen, um zu sehen, wie ich es anfange, daß du ohne gesehen zu werden wieder hinaus gehen kannst. Warte also hier bis ich wieder komme. Der Mönch ging fort, schloß seine Thür zu, ging gerade in die Zelle des Abts, übergab ihm seinen Schlüssel, wie diejenigen, welche aus dem Kloster gehen, es gewohnt waren, und sagte mit lachendem Gesichte zu ihm: Ich habe diesen Morgen nicht alle das Holz herschaffen lassen können, welches ihr habt machen lassen, ich will aber, mein ehrwürdiger Vater, anjezo gleich, wenn ihr es erlaubet, das übrige herbringen lassen.

Der junge Mönch versteckte sich, an statt ins Holz zu gehen, an einen Ort, da er leichte hören konte, wenn man in seine Zelle ginge. Der Abt aber war einiger massen erschrocken. Anfänglich war er willens, die Mönche mit zu nehmen, und ihnen das eingeschlossene Mädgen zu zeigen: Da er aber überlegte, daß sie vielleicht ehrlichen Leuten angehörete, und daß dieses ohne Aergernis vor die Alten, und ohne Versuchung vor die Jungen nicht geschehen könnte, so entschloß er sich, sie alleine zu besuchen, um zu erfahren, was vor Mittel der Mönch sie zu verführen angewendet hätte, und zugleich zu überlegen, wie er den Schuldigen nachgehends züchtigen solte. Er ging also ganz leise

an die Zelle, machte die Thür auf und schloß sie hinter sich wieder zu. Da ihn das Mädgen sahe, so erschrack sie und fing an zu weinen.

Der junge Mönch, welcher horchete, schöpfte aus diesem Anfange gute Hofnung; und entschloß sich noch einige Zeit an diesem Orte zu warten, um zu sehen, wie sich der Abt die Zeit über, da er in der Zelle wäre, aufführen würde.

Es ist doch eine wunderbare Sache um die Gelegenheit, und es ist viel schwerer ihr zu widerstehen, als man denket. Denn ob schon dieses Mädchen nicht schön, und so gar ein wenig von der Sonne verbrannt war, so hatte sie doch dieses grosse jugendliche Ansehen, welches eines der schönsten Eigenthümer des schönen Geschlechts ist, und überdieses hatte sie das Etwas, welches einnimmt und gefällt. Dieses war schon mehr als genug, wenn sie nicht noch mehr gehabt hätte. Wer weiß über dieses nicht, daß die Thränen die härtesten Herzen zu erweichen fähig sind? Dieser gute Abt hatte niemahls unter diese Zahl in Absicht auf das Frauenzimmer gehöret; so daß er sich, ob er schon bey nahe sechzig Jahr alt war, blos durch den Gegenstand der Versuchung, mehr als halb überwunden fand. Anstatt dieses grausamen Ansehens, welches er im Hineingehen angenommen hatte, fing er an das junge Mädgen zu trösten, und sagte zu ihr, daß er mehr als zu wohl einsähe, daß sie verführet worden wäre, versicherte sie auch zugleich, daß ihr nichts widriges wiederfahren solte, ja daß die Strafe davor nicht einmahl auf sie fallen würde. Hierauf fragte er sie nach ihrem und ihrer Eltern Nahmen,

und that über das, was sie seit der Zeit, da sie angefangen hatte sich zu fühlen und zu kennen, gethan hätte, so viele Fragen an sie, daß sich das arme Mätgen in der Beichte zu seyn einbildete. Endlich kam er darauf, was den jungen Mönch anging, und fragte sie nach so viel Umständen, und mit einem so ernsthaften Gesichte, daß sie wohl einsahe, daß sie dereinst eine bessere Absolution nöthig haben möchte, als diese, die er ihr geben würde. Man kan leicht urtheilen, daß, da sie weder von Eisen noch von Diamant war, nicht lange widerstehen konnte. Unterdessen machte sie eine doppelte Schaam, sowohl über das, was sie gethan hatte, als auch über das, was sie merkte, das man noch von ihr verlangte, so bestürzt, daß sie sich kaum unterstund die Augen aufzuschlagen. Der gute Abt, welcher sie treiste machen wolte, legte sich zuerst auf des jungen Mönchs Bette, und stellete sich, als wenn ihm eine Art von Verwirrung zugestossen wäre, rufte dahero das Mädgen, als wenn er einiger Hülfe nöthig hätte, nahm sie bey der Hand, und zog sie auf eine schmeichelhafte Art zu sich, setzte sie auch zugleich im Stand eine Mühe über sich zu nehmen, welche andere gern selbst übernommen haben würden.

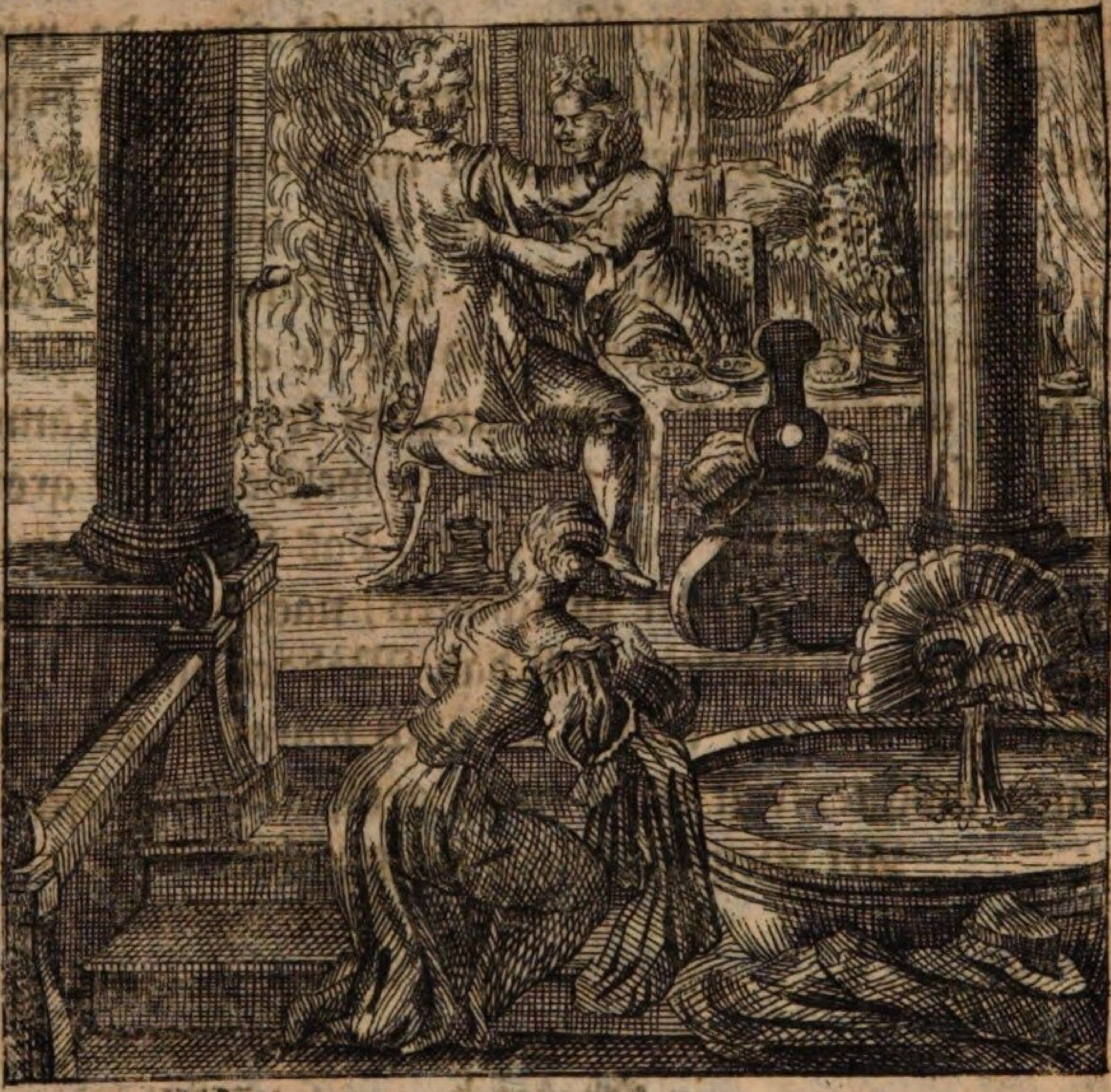
Als der junge Mönch, welcher sich versteckt hatte, an dem, was in seiner Zelle vorging, nicht mehr zweifeln konnte, so sahe er durch ein kleines Loch, welches niemand, als er wuste, um sich desto besser davon zu überzeugen. Er sahe das junge Mädgen mit dem Abte auf eine solche Art scherzen, daß er leicht begreifen konnte, daß sie es nicht gezwungen that, son-

dern sich aus Gehorsam in diese Stellung gesetzet hatte. Er begab sich vollkommen vergnügt weg, und ging nach dem Holze, welches er solte herbringen lassen.

Der gute Abt hielt davor, nachdem er ziemlich lange in der Zelle gewesen war, daß er sich wegbegeben müsse; doch befahl er dem Mädgen zuvor, daß sie verschwiegen seyn solte. Er versprach ihr so gleich wieder zurück zu kommen, und sie aus dem Kloster gehen zu lassen. Da er aber wieder auf seine Zelle gekommen war, so dachte er auf eine ziemlich grausame und ungerechte Sache. Diese bestund darinne, den jungen Mönch ins Gefängnis werfen zu lassen, um das gute Glück, welches er gehabt hatte, alleine zu genüssen. Da er vernommen, daß der junge Mönch wieder gekommen war, so ließ er ihn ruffen, und nachdem er jederman hatte fortgehen heissen, so sagte er zu ihm: Bösewicht, ihr wisset die Schandthat, welche ihr auf eurer Zelle begangen habt. Wenn ich meiner Pflicht gemäs handeln wolte, so würde ich euch so gleich ins Capitel kommen lassen, daselbst die Straffe zu empfangen, welche euer Verbrechen verdienet: Um aber unser Kloster nicht zu ärgern, so will ich euch blos einen Monath Gefängnis auflegen, und dieses ist noch eine ausserordentliche Gütigkeit von mir. Der Mönch antwortete ihm ganz unerschrocken: Mein ehrwürdiger Vater, ich bin so kurze Zeit in dem Orden des heiligen Benedicts, daß es kein Wunder ist, wenn ich die Regeln nicht vollkommen inne habe. Ihr habet mir wohl die Fasten und Betstunden gelehret, ihr habt mir aber noch nicht gesaget, daß die

Mön-

Mönche den Weibern den Vorzug lassen, und sich unter sie demüthigen müsten. Anjetzo aber, da wir Ew. Ehrwürden mit diesem Exempel vorgegangen sind, so verspreche ich es niemahls zu unterlassen; und in Betrachtung dessen beschwöre ich euch, mir diesen ersten Fehler zu verzeihen. Der Abt konte sich nicht enthalten hierbey zu lächeln; und als sie einander hierauf das, was sie nicht mehr läugnen konten, bekannt hatten, so beschlossen sie zweyerley, welches ihrer grossen Klugheit würdig war: erstlich, das Mädgen heute noch aus dem Kloster zu schaffen, nachgehends, wie sie es anfangen wolten, daß das Mädgen inskünftige so heimlich als nur immer möglich wäre, wiederkommen möchte, weil dieses einen grossen Theil dieser Art Begebenheiten ausmachte.



Als Reinhold von Ast beraubet worden war, so kam er nach Schlos Wilhelm, und logirte bey einer Dame, welche ihn, wegen seines Verlusts, schadlos hielte.

Der Aberglaube ist zu allen Zeiten und in allen Ländern gewesen. Tausend Leute würden sich umbringen lassen, die Kraft gewisser Gebethe und Worte zu behaupten, da unterdessen tausend andere sind, welche über einen solchen Misbrauch lachen. Dem ohngeachtet will ich hier eine Historie erzählen, da das Gebet des heiligen Julius dem Reinhold von Ast

Ast sehr viel half. Dieses war ein reicher Kaufmann, welchen seine Geschäfte einsmahls nach Bologna ruften. So bald er damit fertig war, so nahm er den Rückweg wieder nach Hause. Als er von Ferrara ausgereiset war, und sich auf die Seite nach Verona zuwendete, so begegneten ihm drey Cavaliers, welche er vor Kaufleute hielt, und welche Strassen-Räuber waren. Diese Leute redeten ihn an, grüßten ihn auf das höflichste, und bathen ihn um die Ehre seiner Gesellschaft, sagten auch zugleich, je mehr ihrer beysammen wären, je sicherer man reisen könnte. Reinhold begegnete ihrer Höflichkeit durch eine andere, und nahm ihre Gesellschaft an. Indem sie nun von verschiedenen Sachen redten, so fiel endlich das Gespräch auf die Kraft der Gebethe. Unterdessen da die drey Strassen-Räuber Wunder-Dinge von dieser Materie erzähleten, und Reinhold fleißig zuhörete, so sagte einer von den dreyen zu ihm, und ihr, mein Herr, was vor ein Gebet pfleget ihr zu beten, wenn ihr auf der Strasse seyd. Reinhold antwortete, in dieser Art von Dingen bin ich ziemlich ungeschickt. Ich lebe nach der alten Art, und suche keinen Ruhm viel Gebete zu wissen. Ich werde euch unterdessen doch sagen, daß ich, wenn ich auf der Reise bin, ehe ich aus dem Wirths-Hause gehe, ein Pater noster und ein Ave Maria vor die Seele des Vaters und der Mutter des heiligen Julius zu beten pflege. Hierauf bitte ich Gott und den heiligen Julius, mir die künftige Nacht ein gutes Nachtlager zu geben, und ich habe mich jederzeit wohl dabey befunden: Habt ihr denn auch diesen Morgen diese Gebete gebetet,

fragte

fragte ihn einer von diesen dreyen lachend? Freylich, antwortete Reinhold. Nu! erwiederte der andere, wollet ihr wetten, daß mein Quartier diesen Abend, eures Gebets ungeachtet, besser seyn werde als das eurige. Es war damahls heftig kalt, die Nacht kam herbey, und das Nachtlager war noch ziemlich weit entfernet. Vielleicht bedienet ihr euch, antwortete Reinhold, auf der Reise eben dieses Gebets, wie ich. Ganz und gar nicht, sagte der Räuber. Ich schwöre euch zu, daß ich eben kein grosser Heiliger bin: Wenn ich aber Schaden leide, so werde ich inskünftige eurer Art folgen. Auf diese Bedingungen wolte ich mein Leben verwetten, fing Reinhold wieder an, wenn ihr anders in einem Wirthshause bleibet, denn ich habe hier gar keine Bekantschaft. Gut, erwiederte der Räuber. Ich wette um euer Kleid, euer Pferd, ja so gar um eure Börse, wenn ihr wollet. Reinhold merkte nun wohl, daß es nicht allzu gut mit ihm aussähe. Aber wo war ein Mittel herauszukommen? Man reisete weiter, bis endlich die Räuber, die sich die Nacht und einen Fluß zu Nutze machten, über den Reinhold herfielen, ihm sein Pferd nahmen, bis aufs Hemde beraubten und ihn so verliessen. Ihr werdet sehen, Mein Herr, sagten sie im Weggehen zu ihm, ob euch euer heiliger Julius diese Nacht ein gutes Quartier geben wird; denn allem Ansehen nach, wird das unsrige gut seyn. Die drey Räuber gingen über den Fluß und liessen den armen Reinhold in diesem traurigen Aufzuge stehen. Er hatte keine Hofnung weiter, als auf seinen Knecht, welcher sein Felleisen hatte, wovon er sich noch einige kleine Hülfe

ver-

versprach. Er war zurück geblieben und hatte sein Pferd beschlagen lassen. Da er aber von weiten sahe, auf was Art man seinem Herrn begegnete, so wandte er sich vom Wege ab, und ritte in vollem Galopp nach dem Schloß Wilhelm zu, und logirte sich im besten Wirths-Hause ein, allwo er, ohne sich weiter um seinen Herrn zu bekümmern, nichts vergaß, sich von seinen Beschwerlichkeiten zu erholen. Unterdessen verfluchte der arme Reinhold, welcher allem Ungemach der Jahreszeit ausgesetzet, voller Koth bis an die Ohren vom Winde durchdrungen, und mit Schnee bedeckt war, sein trauriges Schicksaal und fing an mit Recht zu fürchten, daß sein Gebet nicht die gewöhnliche Würkung haben werde. Nach vielen Leiden und Beschwerlichkeiten, kam er endlich an das Schlos Wilhelm, und fand die Thore der Stadt verschlossen. Ueber dieses zwote Unglück wäre er fast verzweifelt. Gleichwie aber die Verzweifelung ein schlechtes Mittel ist, so machte er einen Versuch, und suchte einen Ort, wo er vor dem schlimmen Wetter gedeckt seyn, und den Rest der Nacht vollends zubringen könte. Zu seinem Glück stieß er auf ein Haus, welches auf dem Walle stund, und fand ein kleines Dach, welches ein wenig heraus stund, und welches daselbst einen Eingang hatte. Reinhold schlich sich hinein, ohne sich nöthigen zu lassen. Was das beste war, so fand er daselbst ein wenig Stroh, wovon er sich ein Bette machte, so gut er konnte. Da das Wetter unterdessen immer schlimmer wurde, und Reinhold sich nicht mehr halten konnte, so überließ er sich der Verzweifelung: Er frör, zitterte, beweinte sein Elend,

und

und klapperte so sehr mit den Zähnen, daß es eine Magd hörete. Diese war die Magd einer jungen und liebenswürdigen Wittwe, welche in diesem Hause wohnete, und welche eben so verliebt als schön war. Der Gouverneur des Orts unterhielt mit ihr einen verliebten Umgang; und hatte sie, um weder gesehen noch gehindert zu werden, in dieses Haus gesetzet, wo er denn durch die Oeffnung hinein ging, wo Reinhold hinein gekommen war, ohne daß es jemand, auch nicht einmahl seine Leute, merkten.

Der Gouverneur hatte den vorigen Tag beschlossen, seine Liebste zu besuchen, und die Nacht bey ihr zuzubringen. Man hatte auch schon eine prächtige Mahlzeit, woran nichts war gesparet worden, bereiten lassen. Alles war bereit ihn zu empfangen, ohne das Bad zu vergessen, welches der Liebhaber heimlich hatte zubereiten lassen. Da er aber Geschäfte erhalten hatte, welche ihn nöthigten, sogleich zu Pferde zu sitzen, so ließ er seiner Schöne sagen, daß er sie nicht besuchen könnte. Weil nun das Frauenzimmer Raison annimmt, so tröstete sie sich über diesen Zufall, speisete und wolte, ehe sie sich noch zu Bette legte, sich des Bads, welches vor ihren Liebsten war zu rechte gemacht worden, bedienen. Weil das Bad nicht weit von dem Orte war, wo der arme Reinhold seine Zuflucht genommen hatte, so hörte die Dame das Wehklagen dieses Unglückseligen. Was ist das, sagte sie zu ihrer Magd? Es ist ein armer Teufel, antwortete sie, welcher unten klaget. Die Kälte ist gros: Er kan sterben. Seyd ihr es zufrieden, Madam, daß ich ihn herein kommen lasse? Ganz wohl, antwor-

tete

tete die Schöne. Wir haben Platz genug, ihn zu beherbergen und ihm zu essen zu geben. Die Magd, welche vielleicht eben so viel Menschenliebe besaß, als ihre Frau, ging den Augenblick hinunter, ließ Reinholden herein kommen, welcher ihr davor dankte so gut er konnte, und versicherte sie, daß er ihr das Leben zu danken habe. Er erzählete seiner Wohlthäterin seinen Zufall mit kurzen Worten, welche ihn, da sie von seinem traurigen Zustande gerühret wurde, in das Bad gehen ließ, woraus ihre Frau eben gekommen war. Er machte um so viel weniger Ceremonien, je mehr er dieser Erhohlung nöthig hatte. Während daß er sich in dem Bade wieder erquickte, so erzählete die Magd ihrer Frau diesen Zufall, und in was für einem Aufzuge sich Reinhold befände. Die Dame, welche recht sehr liebreich war, befahl ihrer Magd, ein Kleid von ihrem Manne, welcher seit kurzen erst gestorben war, zu suchen, und es diesem guten Menschen zu geben. Dieses Kleid stund ihm so gut, daß man hätte sagen sollen, daß es vor ihn gemacht worden wäre. Als er sich nun in einem anständigen Zustande befand, so erwartete er die Befehle der Dame gedultig, und dankte Gott und dem heiligen Julius, daß er ihm eine viel bessere Nacht, als er sich eingebildet, gegeben, und in ein Quartier gebracht hätte, welches anfing ihm zu gefallen. Als die Dame ein wenig ausgeruhet, und ein grosses Feuer hatte machen lassen, so fragte sie nach diesem guten Menschen. Die Magd antwortete: Er ist angekleidet, Madam, er ist wohl gewachsen, und siehet aus wie ein Galant Homme. Laß ihn herauf kommen,

men, fing die Dame wieder an: er mag sich wärmen, und essen: Denn ich glaube, daß er beydes nöthig hat. Reinhold kam und machte sein Compliment, als ein Mensch der zu leben wuste. Er sahe die Schöne von Zeit zu Zeit an, und sie gefiel ihm. Sie, auf ihrer Seite, fand auch an seinem Ansehen und an seinen Gesprächen, daß er so beschaffen wäre, wie ihn ihr ihre Magd abgemahlet hatte. Sie erwieß ihm viele Höflichkeit, und befahl ihm sich neben sie zu setzen, um das Feuer auch mit zu genüssen. Als das Abendessen aufgetragen war, so erhielt Reinhold Befehl, sich zu Tische zu setzen. Er gehorchte, und aß mit rechten guten Appetite, wie man sich leicht einbilden kann. Die Dame wurde sehr angefochten, entweder, weil das Erwarten des Gouverneurs ihre Einbildung schon erhitzet hatte, oder weil sie das gute Ansehen, die Jugend, und der Umgang des Neuangekommenen reitzte. Sie dachte also bey sich, wenn ich mir die Gelegenheit zu Nutze mache, und mich an dem Gouverneur, der mich verachtet hat, räche, wer wird es denn erfahren? Reinhold war nicht so unerfahren, daß er ihre Verwirrung nicht hätte merken, und zu hoffen anfangen sollen, daß das Gebet zum heiligen Julius, seine Würkung nicht thun würde: Die Dame, welche auch nicht unerfahren war; vermuthete dieses, und fing an, und sagte zu ihm. Woher kömmts, daß ihr traurig seyd? Seyd ihr vielleicht über euren erlittenen Verlust betrübt? Tröstet euch: ihr seyd bey guten Freunden; und ich unterstehe mir, euch zu sagen, daß ich euch, ohne mich an meinem seeligen Mann zu erinnern, nicht ansehen kann. Ihr habet alle Gesichtszüge von ihm,

und

und da ich euch sehe, so dünckt mich, daß ich ihn sehe. Ihr erweiset mir viel Ehre, Madam, erwiederte Reinhold, und das, was ihr mir saget, ist sehr höflich. Ich würde viel Mühe haben, Madam, euch jemanden zu vergleichen. Ihr besitzet Reizungen, welche euch eigenthümlich sind, und eure Schönheit verdringet alle andere. Aber, Madam, wie grausam würde mein Schicksal seyn, wenn ihr nicht Mitleiden mit mir hättet. Einem Uebel bin ich entgangen, und falle in ein anderes. Ihr habt mir das Leben gerettet, Madam, woltet ihr mir es wohl wieder rauben? Die Schöne unterbrach den Reinhold, und machte nicht viel aus sich, damit er Gelegenheit hätte ihr zu widersprechen. Da Reinhold also fortfuhr seine Wohlthäterin zu loben, so untersuchte er die Sache weiter, und lobte ihre sichtbaren Schönheiten. Aber, sezte er endlich, da er aufhörete, hinzu, um alles das, was lobens würdiges an euch ist, zu loben, ist eine Nacht nicht genug, die wir nüzlicher anwenden könten. Ueber diese lezten Worte fing sie an zu lächeln. Als dieses Reinhold merkte, so glaubte er, daß es nun Zeit wäre, von Worten zur That zu kommen. Reinhold that es, und fuhr wohl dabey. Man that ihm nicht mehr Widerstand, als des Wohlstands wegen zu thun nöthig war. Die Küsse wurden nicht gesparet. Und, mit einem Worte, die Vorspiele der Liebe waren so schöne, als man sich nur wünschen konte. Um endlich die Comödie zu endigen, so ließ ihn die Dame zu sich ins Bette legen. Da es anfing Tag zu werden, so gab die Dame dem Reinhold, weil sie ein

Aufsehen befürchtete, alte Kleider, nebst so viel Gelde, als er seine Reise vollends zu thun nöthig zu haben glaubte, und ließ ihn eben so heimlich wieder hinaus als er herein gekommen war. Als er in die Stadt gekommen war, so ging er gerade in das Wirthshaus, wo sein Bedienter war, und zog die Kleider, welche er in seinem Felleisen hatte, an. Er war aber im Begrif zu Pferde zu steigen, als er erfuhr, daß seine Räuber eines andern Verbrechens wegen gefangen worden wären, und daß man sie in die Gefängnisse der Stadt bringen würde. Er ging zum Richter und beklagte sich über seinen erlittenen Raub, die Räuber wurden hergebracht, und bekannten, daß sie ihn beraubet hätten. Alles, was er verlohren hatte, ward ihm wieder zugestellet, ausgenommen ein paar Kniebänder, welche verlohren gegangen waren, und wenig Zeit darnach wurden die Strassen-Räuber gehangen.

Als Landolf Rufullo arm worden war, so wurde er ein See-Räuber. Er erwarb dadurch viel Reichthümer, wurde aber, da er sich wieder nach Hause begeben wolte, von den Genuesern gefangen und beraubet. Das genuesische Schiff litte Schiffbruch; Landolf rettete sich auf einem Kästgen voller Edelgesteine, und wurde an die Küste der Insul Corfu geworfen, wo ihm eine Frau zu Hülfe kam, von da er sich nachgehends viel reicher als zuvor nach Hause begab.

Es ist eine allgemeine Meynung, daß die Nachbarschaft des Meers Rega gleichsam die angenehmste Gegend von Italien ist. Ziemlich nahe bey Salerno ist ei-

ne Küste, welche die Einwohner die Küste von Malfi nennen, welche voll kleiner Städte, Gärten, Spring-Brunnen und reicher Leute ist, welche so fleißige Handlung treibende Leute sind, als man nur welche finden mag. Unter andern Städten war auch eine, die Ravel hieß, wo noch heute zu Tage reiche Kaufleute wohnen. Daselbst war vor Zeiten ein sehr Reicher, welcher Landolf hieß. Und je mehr man hat, je mehr man haben will, also glaubte auch Landolf, so reich er auch war, daß er nicht genug hätte: er wolte seine Reichthümer vermehren, und hätte beynahe alles, auch so gar sein Leben, darüber verlohren. Als dieser Mann demnach seine Sachen, wie die Kaufleute zu thun pflegen, in Ordnung gebracht hatte, so kaufte er ein grosses Schiff, und nachdem er es für seine Rechnung beladen hatte, so seegelte er damit nach der Insul Cypern. Zu seinen Unglück trug sichs zu, daß so viele Schiffe, mit dergleichen Waaren beladen, daselbst angekommen waren, daß er sich genöthiget sahe, die seinigen mit grossen Verlust zu verkauffen, und sie, um sie nur loß zu werden, fast umsonst weg zu geben. Ueber diesen beträchtlichen Verlust war er äusserst bestürzt, weil er ihn, so reich er sonst war, in kurzer Zeit fast arm gemacht hatte, daher entschloß er sich entweder zu sterben, oder sich an andern seines Verlusts wegen zu erholen. Zu dem Ende verkaufte er sein grosses Schiff, und kaufte von dem Gelde, und von dem wenigen, was er aus seinen Waaren gelöset hatte, eine leichte Fregatte, und entschloß sich ein Seeräuber zu werden. Er rüstete seine Fregatte mit allen nöthigen aus, that verschiedene Farthen, da er alles wegnahm,

und

und viele türkische Schiffe verfolgte, wovon er die meisten wegnahm. Das Glück war ihm endlich so günstig, daß er in weniger als einem Jahre reicher war, als er niemahls gewesen war. Da er also glaubte, daß er reich genug wäre, vergnügt leben zu können, ohne was wagen zu dörffen, so entschloß er sich mit seiner Beute nach Hause zu gehen, ohne sich ins künftige mit einiger Handelschaft zu vermengen. Er war kaum in den Archipelagum, als er von einem erschrecklichen Sturme überfallen wurde. Der Wind war ihm contrair: das Meer war so hoch wie Berge, und sein kleines Schiff fing an, sehr beschädiget zu werden. In dieser Noth hatte er das Glück eine kleine Jusul zu erreichen, und in den Hafen einzulauffen, um daselbst einen günstigen und wenig stürmischen Wind zu erwarten. Landolf war kaum in den Hafen eingelauffen, als zwey grosse genuesische Schiffe, die von Constantinopel kamen, daselbst eintraffen. Als die Genueser das kleine Schiff gesehen hatten, so legten sie sich dergestalt vor Anker, daß sie dem kleinen Schiffe den Ausgang versperreten. Sie erfuhren gar bald, wem das Schiff gehörete, und da sie schon wusten, daß es reich beladen sey, so beschlossen sie als Geldgierige und Raubliebende Leute so gleich, sich Meister davon zu machen. Zu dem Ende setzten sie einen Theil von ihren Leuten ans Land, und stelleten sie an einen solchen Ort, wo sie alles, was aus dem kleinen Schiffe ging, tödten konten. Als sich die übrigen in ihre Schaluppen gesetzet hatten, so kamen sie durch Hülffe des Ruderns, und vermittelst des Stroms, welcher ihnen günstig war, zu der Fre-

gatte des Landolfs. Sie bemächtigten sich derselben ganz leichte, ohne einen einzigen Mann zu verliehren. Den Landolf brachten sie auf eines von ihren Schiffen und nahmen alles, was auf dem seinigen war. Dieser Unglückseelige wurde in den Schiffs-Raum gebracht, und hatte von alle seinen Sachen nichts, als ein schlechtes Wammes erhalten. Als sich den andern Tag der Wind geändert hatte, so segelten die Genueser wieder fort. Sie hatten den ganzen Tag schön Wetter: Mit einbrechender Nacht aber entstund ein Sturm, welcher ihre Schiffe trennete. Das, worauf Landolf war, stieß, nachdem es von dem Sturm war hingerissen worden, auf eine Sand-Banck über der Insul Cefalonien, und ging in Stücken wie ein Glas. Der Schiffbruch geschahe so geschwind, und die Gefahr war so groß, daß man nicht Zeit hatte grosse Wehklagen darüber anzustellen. In einem Augenblicke war das Meer mit Waaren, Kasten und Bretern bedeckt. Diejenigen, welche schwimmen kunten, schwummen, und ein jeder ergriff das, was ihm am ersten in die Hände fiel, um sich zu retten. Der unglückliche Landolf, der den vorigen Tag, wegen Verlust seines Schiffes, den Tod gewünschet hatte, fürchtete sich davor, als er ihn in der Nähe sahe. Zu seinem Glück traff er ein Bret an, dessen er sich bemächtigte, in der Hoffnung, daß ihm Gott einige Hülffe leisten würde, wenn er warten könte. Da ihn nun das Meer und der Wind von einer Seite zur andern wurf, so erhielt er sich auf seinem Brete, so gut er konte, bis es Tag wurde. Als es Tag worden war, so sahe er sich auf allen Seiten

um, und sahe nichts als Meer, Wolken, und ein Kästgen, welches, indem es auf dem Wasser schwamm, sich ihm bisweilen so sehr näherte, daß er befürchtete, davon getödtet zu werden. Ob nun schon seine Kräfte sehr erschöpft waren, so hatte er doch noch welche, sich vor dem Kasten zu verwahren, welchen er mit der Hand fort stieß, wenn er ihm zu nahe kam. Da aber ein Wirbelwind entstund, so stoß der Kasten, der von einer Welle hergeworffen wurde, so sehr an das Bret, daß er es mit fort nahm, und machte, daß der arme Landolf untertauchte. Als er endlich wieder über das Wasser gekommen war, so war er sehr weit von seinem Brete entfernt, desto näher aber bey dem Kasten. Weil er befürchtete, daß er nicht Kräfte genug hätte, sein Bret wieder zu bekommen, so bemächtigte er sich des Kästgens, und klammerte sich so gut daran, als er immer konte, da er denn von einer Zeit zur andern mehr trank, als ihm lieb war. Diese traurige Schiffarth dauerte noch einen Tag und eine Nacht. Endlich aber wurde er entweder durch Gottes Vorsehung, oder durch die Gewalt des Windes an die Küste der Insel Corfu geworffen. Es war von ohngefähr eine arme Frau da, welche, da sie den Landolf von weiten sahe, und nichts menschliches an ihm wahrnahm, sich vor ihm fürchtete, und schreyend zurück lief. Landolf, welcher keine Kraft zu reden hatte, und fast gar nichts sehen konte, nahm weder die Frau, noch die Bewegung, die sie gemacht hatte, wahr. Da ihn aber das Meer immer mehr nach dem Lande zutrieb, so erkannte die Frau den Kasten eher als den Menschen. Als sie hernach ge-

nau Achtung gab, so sahe sie Arme, welche über den Kasten ausgespannet wären, hierauf endeckte sie ein Gesichte, und endlich sahe sie, daß es ein Mensch war. Aus Mitleiden wadete die gute Frau in das Meer, welches nunmehro stille worden war, und nachdem sie Landolf bey den Haaren ergriffen hatte, so zog sie ihn mit seinem Kasten ans Land. Sie hatte viel Mühe, ehe sie die Hände von dem Kasten los brachte, welchen sie durch ihre Tochter wegtragen ließ. Hierauf nahm sie Landolfen auf den Rücken und trug ihn, als wenn er ein klein Kind gewesen wäre, in die Stadt. Sie brachte ihn in eine Stube, und durch vieles reiben und waschen mit warmen Wasser dahin, daß er seine natürliche Wärme und verlohrnen Kräfte wieder bekam. Sie gab ihm guten Wein und Confect, und bewirthete ihn, mit einem Worte, so gut, daß er in seinen vorigen Stand kam, und wuste wo er war. Sie gab ihm hierauf seinen Kasten wieder, und sagte ihm zu gleicher Zeit, daß er sich hinbegeben könte, wohin er wolte. Ob er schon nichts von dem Kasten wuste, so nahm er ihn dennoch, weil er glaubte, daß er sich, er möchte auch so wenig werth seyn als er wolte, einige Tage darvon erhalten könte: Da er aber fand, daß er sehr leicht war, so setzte er wenig Hoffnung darauf. Weil er nun ungeduldig war zu wissen, was in seinem Kasten wäre, so machte er sich die Abwesenheit der Frau zu Nutze, machte ihn auf, und fand darinne viel kostbare eingefaßte und uneingefaßte Steine. Da er ein Kenner von Edelgesteinen war, so sahe er sogleich, daß das Kästgen von grossem Werthe wäre, lobte Gott, daß er

ihn

ihn nicht verlassen hätte, und tröstete sich über sein Unglück. Da er aber den Eigensinn und die Strenge des Glücks schon zweymahl erfahren hatte, so fürchtete er einen dritten Zufall, und hielt davor, daß er sich einer List bedienen müste, seine Edelgesteine glücklich nach Hause zu bringen. Er wickelte sie in alte Lumpen, und sagte zu der guten Frau, daß er den Kasten nicht nöthig hätte, und daß sie ihn behalten könte, wenn sie ihm nur einen Sack davor gäbe: welches sie gerne that. Landolf dankte ihr vor ihre guten Dienste, so gut er konte, nahm seinen Sack und ging fort. Er begab sich zu Schiffe nach Brindisi, von da er ganz langsam nach Trani reisete, wo er Seidenhändler aus seiner Stadt antraf, welche ihn umsonst kleideten, nach dem er ihnen seine Begebenheiten erzählet hatte. Nur von dem Kasten sagte er ihnen nicht ein Wort. Sie liehen ihm ein Pferd, und liessen ihn nach Ravel bringen, wohin er, wie er sagte, reisen wolte. Da er nun endlich an einem sichern Orte war, so untersuchte er seinen Sack mit mehrerer Muse, als er bey seiner Alten gethan hatte, und fand darinne so viel Edelgesteine, daß, ob er sie schon unter ihrem wahren Werthe verkauft hatte, er dennoch um die Hälfte reicher war, als er iemahls gewesen war. Als er sie verkauft hatte, so ließ er der Frau, welche ihn aus dem Meere gezogen, und so wohl bewirthet hatte, eine ansehnliche Summe zustellen; ein gleiches that er denenjenigen, welche ihn zu Trani gekleidet hatten, und brauchte das übrige vor sich zu leben: welches er auf eine ehrbare Art und als ein ehrlicher Mann that.

Paganim von Monego entführte die Frau des Richard de Quinzica, und erboth sich ihm solche auf sein Bitten wieder zu geben, wenn sie wieder zu ihm wolte. Die Schöne schlug es aber ab, und verheyrathte sich nach Richards ihres Mannes Tode mit dem Paganim.

Die Heyrath ist eine der wichtigsten Handlungen unsers Lebens; Vielleicht ist es aber auch diejenige, deren Gleichheit man am wenigsten untersuchet. Man machet sich eine Pflicht, ja so gar eine Schuldigkeit daraus, eine wohl eingerichtete Wirthschaft zu haben, worinne ein Stück mit dem andern vollkom-

men passet. Man hält vor einen Fehler, zwey Kutsch-Pferde von verschiedenen Haaren und von verschiedenem Alter zu haben. Wenn man sich aber verheyrathen, will so hat man blos das Interesse zum Augenmerk. Die Partheyen mögen in Ansehung des Alters oder der Gemüths-Beschaffenheit so sehr unterschieden seyn, als sie nur immer wollen, und wenn nur Vortheile dabey sind, so verlangt man nicht mehr. Zu Pisa war ein gewisser Richter, Nahmens Richard de Quinzica. Er war alt, hatte Verdienste, und Reichthümer; im Gegentheil aber eine schlechte Leibes-Beschaffenheit. Dennoch wolte er, seines Alters und seiner Schwachheit ohngeachtet, heyrathen, und nahm eine junge und schöne Frau, die Bartholomäa hieß, eine Tochter des Galandi von Pisa, der mit allem, was in dieser Stadt angesehen war, verwandt war. Wenn der Richter sich selbst eben so guten Rath hätte geben können, als andern Leuten, so würde er niemahls eine Frau genommen haben, deren Alter mit dem seinigen so wenig übereinkam. Wie es aber sehr gemein ist, daß man anderer Leute Sachen besser einsiehet, als seine eigene, so folgte auch Quinzica seinem Schicksale, und heyrathete die Schöne mit ausserordentlicher Pracht. Die Erfüllung der Ehe selbsten aber kam mit dieser Pracht gar nicht überein, sondern es ging alles sehr klein zu. Der Richter, der seine Kräfte nicht wohl untersuchet, und vielleicht geglaubet hatte, daß eine junge Frau sich schone, wie seine Bücher, fing gar bald an nach der Ruhe zu seufzen, und seiner Frau vorzustellen, daß gewisse Tage im Jahre wären, da man

ordentlicher Weise nicht beysammen schlafen dürfte. Er machte das Verzeichniß dieser verbothenen Tage entsetzlich gros. Er hatte einen Calender, der ihm täglich einen neuen Heiligen zeigete. Die Quatember, heilige Abende, Fasten, waren alles Zeiten mit schlimmen Zeichen. Der Freytag und Sonnabend waren Andachts-Tage, und der Sonntag war ein Ruhe-Tag. Der Montag war kein Tag, mit dem man die Woche anfangen dürfte. Mit einem Worte, er hatte auf alle Tage in der Woche Entschuldigungen, und kaum, daß er im ganzen Monathe einen finden konte, da er ohne Gewissens Scrupel bey der Frau schlafen konte: Und wenn es ja geschahe, so musten alle Regeln der Geometrie dabey beobachtet werden. Sonst fehlte der Schönen, dieses ausgenommen, nichts, und man hatte vor sie alle Hochachtung, die sie nur wünschen konte.

Das Vergnügen, welches sich Quinzica machte, bestund darinne, daß er oft bey angenehmen Wetter in einem Lust-Hause, welches er an dem Ufer des Meers hatte, ausruhete. Einsmahls, da er dahin gegangen war, frische Luft zu schöpfen, und sich vorgenommen hatte, länger als gewöhnlich da zu bleiben, so wolte er seiner Frau mit dem Fischfang ein Vergnügen machen. Um das Vergnügen vollkommen zu machen, so setzte er sich mit einigen Freunden in ein Schiffgen, und sie mit einigen Freundinnen in ein anderes. Das Vergnügen der Unterredungen und des Fischfanges war so gros, daß sie ohnvermerkt verschiedene Meilen vom Lande gekommen waren, ehe sie es gemerkt hatten. Ein berüchtigter Seeräu-

ber

ber zu dieser Zeit, Nahmens Pagamin von Monego, kam geschwinde ihr unschuldiges Vergnügen zu unterbrechen. Sie nahmen ihn nicht eher wahr, als bis es nicht mehr Zeit zu entfliehen war. Der Seeräuber kam mit vollen Seegeln auf das Schiff der Weiber, welches am weitesten vom Lande war, los. So bald er seine Augen auf die Bartholomäa geworfen hatte, so entschloß er sich weiter nichts als sie zu nehmen: Er ließ sie auch würklich auf sein Schiff bringen, und da er sich nicht unterstund den Quinzica zu verfolgen, weil er befürchtete, er möchte zu nahe ans Land kommen, so machte er sich geschwind wieder auf das hohe Meer. Die Schöne leistete ihrer Pflicht eine Genüge, daß sie weinete, und Pagamin der seinigen, daß er sie tröstete; der kräftigste Trost aber war der, welchen die Schöne des Nachts bekam, welcher auch machte, daß sie sich in die Gedult fassete. Kein Calender, kein Fest, kein heiliger Abend: Alle Tage waren gut, und die Schöne fand diese Veränderung so angenehm, daß sie, ehe sie noch zu Monego angekommen war, den Richter und die Legende seiner Heiligen vergessen hatte. Als Quinzica, der über die Entführung seiner Frau, welche er selbsten mit angesehen hatte, ziemlich verdrüßlich war, erfahren hatte, daß sie in den Händen des Pagamins wäre, so ließ er ihn um Sicherheit bitten, damit er, ihrer Ranzion wegen, mit ihm handeln könte, und erhielt alles, was er verlangete. Als er zu Monego angekommen war, so ging er zum Pagamin und sagte zu ihm, daß er zur Ranzion vor seine Frau bezahlen wolte, was er verlangte, er möchte nur so gut seyn und sie

ihm

ihm wieder geben. Es solte mir leid seyn, antwortete Pagamin, wenn jemand grosmüthiger wäre als ich. Wenn ich eure Frau habe, so will ich sie euch wiedergeben, ohne daß es euch das geringste kosten soll. Ihr werdet mir aber erlauben, euch zu sagen, daß es, da ich euch nicht kenne, der Ordnung und Gerechtigkeit gemäs ist, daß ihr mich überzeuget, ob ich eure Frau habe oder nicht. Es ist wahr, daß ich eine junge Frau bey mir habe; aber ich weiß nicht ob es eure ist. Alles, was ich euch zu dienen, thun kann, ist dieses, daß ich sie euch zeige. Wenn sie euch vor euren Mann erkennet, und mit euch gehen will, so will ich sie euch herzlich gerne geben. Richard erwiederte, daß man nicht gütiger seyn könnte und stattete seinen schuldigen Dank davor ab: Endlich aber fügte er noch hinzu, es muß ein jeder von seiner Handthierung leben, also werdet ihr mir einen Gefallen erzeigen, wenn ihr meinen Beutel eben so wenig als anderer Leute ihren schonet. Was aber die Frau anbetrift, von der ihr saget, so ist es gewis, daß sie meine ist. Ihr werdet davon augenblicklich durch die Liebkosungen, welche sie mir erzeigen wird, überführet werden, so bald sie mich sehen wird. Wir werden es so gleich sehen, erwiederte Pagamin; folget mir! Als er nach Hause gekommen war, so empfing er Richarden in einem Saale, und ließ die Frau ruffen. Sie kam vollkommen angekleidet, und machte sich aus Richarden eben so wenig, als aus einem Menschen, den sie niemahls gesehen hätte; Richard, welcher über ein so verdrüßliches Stillschweigen erstaunete, und dieses um so viel mehr, da er vermuthet

hatte, daß sie ihn sogleich, sobald sie ihn nur zu Gesichte bekäme, umfassen würde, tröstete sich darüber einiger Massen, und glaubte, daß ihn die Betrübnis, welche er über den Verlust seiner Frau gehabt hätte, so verstellet hätte, und daß dieses vielleicht die Ursache sey, welche sie hindere, daß sie ihn nicht erkennen könnte. In diesen Gedanken ging er zu ihr und sagte. Es ist mir theuer zu stehen gekommen, Madam, daß ich euch auf den Fischfang geführet habe. Niemahls habe ich einen so grossen Schmerz empfunden, als seit dem ich euch verlohren habe. Woher kömmt diese Gleichgültigkeit, Madam? Kennet ihr mich nicht? Ich bin Richard de Quinzica, euer Ehemann, welcher euch loszukauffen kommt, und solte es ihm sein ganzes Vermögen kosten. Redet ihr mit mir, mein Herr, antwortete Bartholomäa? Ihr haltet mich ohne Zweifel vor eine andere: Denn ich kann mich nicht erinnern, euch jemahls als jetzo gesehen zu haben, noch weniger aber eure Frau gewesen zu seyn. Sehet mich wohl an, Madam, fing Richard wieder an; besinnet euch, und ihr werdet euch ohne Mühe erinnern, daß ich derjenige bin, vor den ich mich ausgebe. Je mehr ich euch ansehe, mein Herr, erwiederte die Schöne mit einer verächtlichen Mine, je mehr bin ich überzeugt, daß ich euch niemahls gesehen habe. Da sich Richard einbildete, daß sie sich in Gegenwart des Paganins, weil sie sich vielleicht vor ihn fürchtete, unwissend stellete, so bath er ihn, ihm zu erlauben, daß er allein mit ihr reden dürfte, worein der Corsar sehr gerne willigte, ging dahero weg, und ließ sie beyde alleine. Was ist denn das, mein Herz, fing Richard wieder an?

an? Kennet ihr euren Mann nicht, der euch mehr als sein Leben liebet? Betrachtet mich doch: Ist es möglich, daß ich mich in so kurzer Zeit so sehr solte verändert haben, daß gar nichts übrig bleibt, woran ihr mich erkennen könntet? Ich habe euch niemahls etwas weder in Ansehung eurer Vergnügungen, noch in Ansehung eurer Kleider abgeschlagen, und es war keine prächtigere Frau in Pisa als ihr. Ich weiß wohl, antwortete sie kaltsinnig, daß ihr Richard de Quinzica mein Mann seyd. Ich weiß auch, daß ihr viel Gefälligkeit vor mich gehabt habt, und daß ihr mir, was die Vergnügungen und Kleider anbelanget, nichts abgeschlagen habt: Braucht aber eine junge Frau weiter nichts als Kleider. Denket ihr wohl an das, was ihr saget. Madam, fing Richard ganz erstaunet wieder an? Wollet ihr lieber die Sclavin eines Seeräubers als die Frau eines Rathsherrens von Pisa seyn? Er wird euch fortjagen, wenn er euch überdrüßig seyn wird, und ich, ich würde euch lieben, so lange ich lebe. Und rechnet ihr überdieses eure und eurer Eltern Ehre vor nichts? Nun ist es nicht mehr Zeit davor zu sorgen, antwortete Bartholomäa hitzig, und meine Eltern, welche mich euch zu heyrathen gezwungen haben, haben sich selber nicht viel daraus gemacht. Sie haben sich eingebildet, daß zu einer guten Heyrath weiter nichts als viel Reichthum gehöre, und wenn ihr vor euch eben so klug gewesen wäret, als ihr vor andere seyd, so würdet ihr eingesehen haben, daß ein alter Mann und eine junge Frau sich gar nicht zusammen schicken. Und, mit einem Worte, redet mir nicht mehr

vom

vom zurückkehren; Ich habe meinen Entschlus gefasset; Pagamin gehet gut mit mir um; ich lerne bey ihm in einer Stunde mehr, als ich bey euch in eurem ganzen Leben nicht würde gelernet haben. Und da er nicht so gelehrt ist als ihr, so ist er auch nicht so gewissenhaft als ihr. Alle Tage sind bey ihm gleich, und man weiß da von keinen Festen, noch Heiligen Abenden, noch Fasten. Uebrigens, wenn mich Pagamin fortjagen solte, so seyd versichert, daß ich niemahls wieder zu euch kommen werde. Richard, der ganz betäubt war, sahe nunmehro wohl ein, was vor einen Fehler er begangen hätte, er kehrete dahero ganz bestürzt wieder nach Pisa zurück, wo er kurz darauf vor Betrübnis starb. Als dieses Pagamin erfahren hatte, so heyrathete er die Wittwe; und da sie einander schon kannten, so waren sie jederzeit mit einander zufrieden.

Richard Minutolo liebte die Frau des Philipp Tighinolfi, weil er aber nichts von ihr erhalten konte, so gab er ihr auf eine geschickte Art zu verstehen, daß ihr Mann mit seiner Liebste eine Zusammenkunst verabredet hätte. Philippen seine Frau, welche eyfersüchtig war, fand sich an diesem Orte ein, und schlief bey dem Minutolo, in der Meinung, bey ihrem Manne zu schlafen.

Neapel ist eine sehr alte Stadt, und vielleicht eine der angenehmsten und galantesten in Italien. Ehemals war ein vornehmer und reicher Mann da, Nahmens Richard Minutolo. Ob er nun schon selbst eine sehr schöne Frau hatte, so verliebte er sich doch in

in eine andere, welche vor die schönste in Neapel gehalten wurde, und die Madame Catelle hieß; Sie war an einen vornehmen Mann verheyrathet, der unter dem Nahmen Philipp Tighinolfi bekannt war, und den sie sehr liebte. Richard wendete bey Madam Catellen alles mögliche an Gegenliebe zu erlangen, seine Bemühung war aber umsonst. Aus Verzweifelung, daß er sich bey einer Unbarmherzigen so lange aufhalten solte, that er alles, um aus der Noth eine Tugend zu machen; es war ihm aber unmöglich, es so weit zu bringen. Seine Liebe verzehrete ihn, und das Leben war ihm zur Last; dem ohngeachtet konte er keines von beyden los werden. Da seine Verwandten sahen, daß er täglich mehr abnahm, so lagen sie ihm an, nicht mehr an Madam Catellen zu gedenken, und stelleten ihm vor, daß wenn er ihr auch sein ganzes Leben über aufwartete, so würde er am Ende doch weiter nichts haben als das kleine Vergnügen, einer Undanckbaren aufgewartet zu haben, weil er überzeugt wäre, daß sie niemanden als ihren Mann liebte und hochschäzte. Er sahe dieses so wohl ein, wie sie; es war ihm aber nicht eben so leichte einen Entschluß zu fassen, als jenen zu widersprechen. Ich weiß nicht, ob die Eyfersucht jederzeit das Kennzeichen einer grossen Liebe ist: Dem sey aber wie ihm wolle, Madam Catelle war die eyfersüchtigste Frau von der Welt. Sie trieb diesen Affect allzuweit, als daß ihn Richard nicht hätte merken sollen. Er entschloß sich also, sie auf dieser Seite anzugreiffen, und stellete sich, als wenn er seine Neigung hätte fahren lassen, ging nicht mehr zur Madam Catelle, und er-

klärete sich vor eine andere Schöne. Er that vor seine neue Liebste alles, was man thun muste, die Welt zu überreden, daß er würklich in sie verliebt sey. Madam Catelle machte sich keine Sorge darüber, und begegnete ihm höflich, wie sie zu thun gewohnt war.

Da es wieder Sommer worden war, so trug es sich zu, daß allerhand Lustbarkeiten angestellet wurden, wobey sich Richard mit seiner Liebste befand. Wie nun bey dergleichen Gelegenheiten einer gehet, der andre kömmt, und also Richard mit Catellen allein war, so ließ er im vorbeygehen von der Liebes-Geschichte eines gewissen Cavaliers ein Wort fahren, und sagte so viel davon, als nöthig war, der Madam Catelle begreiflich zu machen, daß ihr Mann darunter gemeinet sey. Weil sie von der Seite her sehr empfindlich war, so entrüstete sie sich würklich darüber, und bath Richarden ihr zu sagen, von wem er redte. Er entschuldigte sich so viel als nöthig war, sie noch neugieriger zu machen. Da sie ihn endlich allzusehr bath, so sagte er zu ihr, daß sie zu viel Gewalt über ihn gehabt hätte, als daß er ihr etwas abschlagen könte; er würde ihr aber nicht anders als unter der Bedingung willfahren, daß sie weder ihrem Manne noch sonst jemanden etwas davon sagen wolte, ehe sie nicht durch den Ausgang die Gewißheit davon erfahren hätte, und daß er ihr Mittel an die Hand geben wolte, sich davon zu überzeugen. Die Schöne versprach alles, was man von ihr verlangte. Und hierauf sagte Richard, wenn ich euch so wie vormahls liebte, Madam, so würde ich mich wohl hüten, euch eine so unangenehme Neuigkeit zu hinterbringen,

dergleis

dergleichen Nachrichten sind allezeit verdächtig, wenn sie von einem Liebhaber hergekommen, und man glaubt leicht, daß sie eine Würkung des Eigennuzes sind. Anjetzo aber, da ich nicht befürchte, daß ihr so von mir urtheilet, so mache ich mir kein Bedenken, euch zu sagen, daß euer Mann nicht so gewissenhaft ist, als ihr. Er hat eine Liebste, mit welcher er morgen früh um 10 Uhr bey Johannen dem Bader zusammen kommen will. Die Dame hat ein Zimmer verlanget, da die Thüren und Fenster zugemacht seyn sollen. Johann hat es versprochen, und also wollen sie einander da sprechen. Wüstet ihr wohl, was ich thäte, wenn ich an eurer Stelle wäre? Ich würde ein wenig vor der bestimmten Zeit zu dem Bader gehen, und mich in das Bette legen, welches vor euren Mann und seine Liebste zu rechte gemacht worden ist. Johann wird die Sache nicht untersuchen, und ich bin versichert, daß ihr ohne Schwürigkeit hinein gehen könnet. Alsdenn werdet ihr von der Untreue eures Mannes vollkommen überzeuget werden, und ihr werdet berechtiget seyn, ihn so sehr herunter zu machen, als ihr wollet, ohne daß er zu seiner Entschuldigung etwas wird vorbringen können. Madame Catelle, welche durch ihre grosse Eyfersucht verblendet war, ließ sich ohne weitere Untersuchung fangen, und versprach Richarden, seinem Rathe zu folgen, indem sie sich schon zum voraus freuete, wie sie ihren Mann ausmachen wollte, wenn er sich an dem bestimmten Orte einfinden würde.

Richard, der über die gute Hoffnung, die er sich von seiner List versprach, vergnügt war, ging bey gu-

ter Zeit weg, und redete mit dem Bader, welcher vermittelst Geldes alles that, was man von ihm verlangte. Er unterrichtete ihn, was er thun solte, und ließ sich von ihm versprechen, daß er seinen Anordnungen genau nachkommen wolte. Madam Catelle ging ganz mißvergnügt nach Hause, und fand ihren Mann fast eben so. Weil man scharfsinnig ist, sich zu quälen, und alles auf die Seite der herrschenden Neigung lenket, so betrachtete Madam Catelle das verdrüßliche Wesen ihres Mannes als eine Bestärkung der Nachricht, welche sie von dem Richard bekommen hatte. Da nun fast die bestimmte Stunde zur Versammlung gekommen war, so stellete sich Madam Catelle, weil sie glaubte, daß ihre Gegenwart ihrem Manne beschwerlich fiele, als wolte sie ein Stündgen zu einer Nachbarin gehen, und ging zum Bader, welcher sie in die finstere Stube gehen ließ. Sie legte sich augenblicklich nieder, und war kaum ins Bette, als Richard hinein kam, und sich neben sie legte. Was vor ein Vergnügen war das nicht vor Richarden, bey einer Person, welche er so heftig liebte, diese Gunst zu genüssen? Um wie viel grösser war das Vergnügen aber nicht, eine Unbarmherzige, die ihn so lange hatte schmachten lassen, auf eine so angenehme Art zu betrügen? Ob nun schon Catelle einige Ursache sich zu trösten hatte; so ließ sie doch nunmehro, da sie noch nichts gesaget, und alles geduldig gelitten hatte, ihren Zorn, den sie nicht mehr zurück halten konte, ausbrechen, weil nichts unerträglicher als die Verachtung ist. Mit wem glaubst du zu thun zu haben, du Treuloser, sagte sie zu ihm? Ich

bin

bin Catelle, und nicht die Frau, die du wohl denkest. Ist das der Lohn, du Bösewicht, vor die Liebe und Treue, die ich jederzeit vor dich gehabt habe? Nun wundere ich mich nicht mehr über dein verdrüßliches Wesen gestern Abend. Du spartest dich also vor deine Liebste. Bin ich nicht eben so schön als sie, du Ehebrecher, daß du so niederträchtig mit mir umgehest? Bey mir bist du wie Eis, wenn du aber glaubst eine andere zu haben, so bist du voller Feuer. Hast du nichts zu sagen, du Gottloser? Bist du stumm worden, da ich dir deinen Irrthum gezeiget habe? Wenn ich meiner Pflicht gemäs handeln wolte, so würde ich dir die Augen auskratzen. Richard muste alle mögliche Mühe anwenden sich des Lachens zu enthalten, und wolte sie stillschweigend careßiren: Sie riß sich aber geschwind weg, und sagte: Hältst du mich vor ein Kind, du Bösewicht, und bildest du dir ein, daß es weiter nichts brauche mich wieder gut zu machen, als ein bißgen careßiren? Es reuet mich, daß ich dir zu treu gewesen bin: Ich werde Mittel finden mich zu rächen. Was hält mich ab, daß ich nicht so gleich Richarden, der so viel Liebe vor mich gehabt hat, kommen lasse, und mich vor deinen Augen, deiner Untreue wegen, durch Repressalien räche. Und da sie dieses sagte, so wolte sie aus dem Bette steigen; Richard aber hielt sie zurück: Und weil er glaubte, daß es allzu viele Folgen haben möchte, wenn er sie in ihrem Irrthume ließ, so entschloß er sich, sie daraus zu reissen. Tröstet euch, Madam, sagte er zu ihr. Ich bin Richard, und nicht euer Mann. Ich habe durch List diejenige Gunst erhalten, welche ihr meiner

Liebe niemahls habt bewilligen wollen. Catelle, die ihn an seiner Stimme sehr wohl kannte, erschrack so darüber, daß sie nicht reden konte. Nachdem sie aber ein wenig wieder zu sich gekommen war, so fing sie ihre Klagen von neuen an, und beklagte sich nunmehro über die Bosheit ihres Liebhabers so sehr, als sie sich über die Untreue ihres Mannes beklaget hatte. Richard mochte ihr vorstellen, wie er wolte, daß sie ganz und gar nicht strafbar wäre, da er blos unter dem Nahmen ihres Mannes dieses Vergnügen gekostet hätte. Daß sie von seiner Verschwiegenheit versichert seyn könte, und daß die List, deren er sich bedienet hätte, bloß eine Würkung seiner Hochachtung und Liebe, die er vor sie hätte, wäre. Sie war aber mit alle dem nicht zufrieden. Sie weinte recht herzlich; und da Richard durch ihr Entsetzen beweget wurde, so nahm er sie bey der Hand. Sie sagte aber zu ihm, lasset mich gehen, Grausamer, oder ich werde um Hülffe ruffen, thut das nicht, antwortete Richard. Das gröste Uebel würde auf euch zurück fallen, und wie die Leute zu urtheilen pflegen, so würde man niemahls sagen, daß ihr durch Betrug hieher gelocket worden wäret. Man würde vielmehr glauben, daß ihr Geldes halber gekommen seyd, und daß ihr böse geworden, da man euch nicht so viel hätte geben wollen, und diesen Lärm darum angefangen hättet. Wenn es über dieses euer Mann erfahren solte, so würde er sich lediglich an euch rächen; denn ich wolte mich schon heraus reden, und wolte ihm zum wenigsten eben so viel Uebels zufügen, als er mir anthun würde. Nichts destoweniger schwamm Madam Ca-



telle

telle vor Verdruß in Thränen; weil sie aber, so böse sie auch war, dennoch einsahe, daß Richard wahr redete, so fing sie wieder an. Lasset mich nur gehen, und haltet mich nicht, ich will nicht schreyen, ich werde aber niemahls wieder Vergnügen auf der Welt haben, ehe ich mich nicht wegen des entsetzlichen Streiches, den ihr mir gespielet habt, gerochen habe. Ihr habet erhalten, was ihr wünschet, und ich bin das Opfer meiner Einfalt und meiner Eyfersucht. Warum haltet ihr mich denn noch? - - Keine Feindschaft, Madam, erwiederte Richard. Wir wollen uns versöhnen, ich beschwöre euch darum, und erlaubet mir, euch nochmahls Proben meiner Liebe zu geben. Dieses ist das erstemahl, daß ihr meinem Eyfer und meiner Beständigkeit, Gerechtigkeit wiederfahren lasset, und woltet ihr es denn nur halb thun? Nichts als der Anfang ist schwer. Durch diese und verschiedene andere Ursachen brachte es Richard endlich dahin, daß die Schöne ihren Zorn fahren ließ. Die Liebe mischte sich in ihre Versöhnung, und es wurde alles auf die beste Art von der Welt beygelegt. Uberdieses sagt man, daß Catelle, als sie den Unterschied zwischen dem Liebhaber und dem Manne damahls eingesehen, nachmahls so viel Liebe vor Richarden, als sie vormahls Kaltsinn und Gleichgültigkeit gehabt habe.

Als Thedald nicht mehr wie gewöhnlich von seiner Liebste caresziret wurde, so verließ er aus Verdrus Florenz, und kam einige Jahre hernach in einem Pilgrims-Habite wieder dahin zurück. Er fand Mittel, sich mit seiner Liebsten auszusöhnen, und rettete ihren Mann, der eben zum Tode verdammt werden solte, weil er war überführet worden, daß er den Thedald umgebracht hätte.

Ein gewisser junger Florentiner von Stande, Nahmens Thedald, hatte sich in Madam Hermeline, des Aldebrandin Palermini Frau verliebt, und hatte das Glück, diejenige Gunst von ihr zu erhalten, die er verdie-

niete. Gleichwie aber die Damen eigensinnig sind, und das Glück veränderlich ist, so änderte sich Madam Hermeline auf einmahl, und wolte ihrem Liebsten nichts mehr erlauben, auch nicht einmahl die Freyheit sie zu besuchen, oder ihr zu schreiben, oder sonsten was sagen zu lassen. Er unterließ nichts, die Gunst seiner Schönen, welche er ohne sein verschulden verlohren hatte, wieder zu gewinnen; da er es aber nicht so weit bringen konte, so beschloß er, sich zu entfernen, und seiner unbarmherzigen Schöne das grausame Vergnügen, welches sie sich machte, ihn leiden zu sehen, zu entziehen. Da er sein Vorhaben niemanden, als einem seiner Freunde, vor welchem er nichts verborgen hielt, entdecket hatte, so reisete er nach Ancona, wo er den Nahmen Sandelecio annahm: Daselbst begab er sich bey einem Kaufmann in Dienste, und reisete mit ihm nach der Insel Cypern. Dieser Kaufmann fand ihn so gut nach seinem Geschmack, daß er ihm nicht allein viel Gehalt gab, sondern auch einige Zeit hernach mit ihm in Gesellschaft trat, und ihm den grösten Theil seiner Handlung anvertrauete. Er schickte sich so gut darein, und hatte viel Glück dabey, daß er sich in kurzer Zeit viel Vermögen und viel Credit erwarb. Ob er gleich weder seine Liebste, noch seine Liebe vergessen hatte, und oft Regungen empfand, die ihn Florenz wieder zu sehen, wünschen liessen, so vergingen doch sieben Jahre, ehe er den Schluß fassete, dahin zurück zu kehren. Ein ohngefährer Zufall aber brachte es endlich so weit: Denn als er eines Tages ganz tiefsinnig herum spazierte, und ein Lied, welches er ehemahls bey Gelegenheit, seiner

Liebe gemacht hatte, singen hörte, so stelleten sich seiner Einbildung auf einmahl die Vorzüge der Hermeline, das Vergnügen, welches er gehabt hatte, ihr aufzuwarten, und die Vergnügungen, die er bey ihr genossen hatte, dermassen wieder vor, daß er sich augenblicklich entschloß wieder nach Florenz zu gehen. Er ging ohne Zeitverlust zu Schiffe, und kam zu Ancona an. Von da schickte er seine Sachen nach Florenz an einen Correspondenten seines Compagnions voraus, und reisete den Tag darauf, nachdem er zuvor ein Pilgrims-Kleid angezogen hatte, nach. Er logirte sich in ein Wirthshaus, welches zwey Brüder neben der Hermeline ihrem Hause hielten, ein. Seine erste Bemühung war vor diesem Hause hin und her zu gehen, in Hoffnung seine Liebste zu sehen; da er aber Thüren und Fenster verschlossen fand, so glaubte er, daß sie entweder gestorben wäre, oder nicht mehr da wohnete. Er ging hierauf ganz verdrüßlich vor dem Hause seiner Brüder vorbey, und sahe sie in Trauerkleidern gehen. Ein anderer Gegenstand seines Entsetzens. Er ging dahero zu einem benachbarten Schuster, stellete sich, als wenn er was aus seiner Bude brauchte, und fragte ihn nach einem kurzen Gespräche, warum diese Leute trauerten? Der Schuster antwortete, sie trauren um ihren Bruder Thedald, welcher, nachdem er, nach einer ziemlich langen Abwesenheit, wieder hieher gekommen war, vor vierzehen Tagen ist umgebracht worden. Es deucht mich auch gehöret zu haben, setzte der Schuster hinzu, daß sie einen, Nahmens Aldobrandin Palermini, der deswegen im Gefängniß sitzt, überwiesen

haben.

haben. Thedald war, wie man saget, in die Frau des Aldobrandins verliebt, und wurde von ihm, da er sich verkleidet hatte, und bey seiner Frau schlaffen wolte, überfallen. Thedald war über das unglückliche Schicksal des Aldobrandins sehr betrübt, zugleich aber auch vergnügt, weil er dadurch erfahren hatte, daß seine Liebste noch lebte, und hing den Kopf mit tausend verschiedenen Ideen erfüllet, nach Hause, und brachte fast die ganze Nacht ohne Schlaf zu. Er wohnete in dem obersten Stockwerke, und hörete um Mitternacht aus dem Hause gehen, und sahe auch ein Licht, welches ihm von oben herunter zu kommen schien. Er stund auf, und da er ganz sachte ein kleines Gitterfenster aufgemachet hatte, so sahe er zwey Männer, welche zu einer ziemlich artigen Frau, die mit einem Lichte in der Hand da stund, ganz sachte sagten, daß Aldobrandin von dem Tode des Thedalds durch sein eigen Bekänntnis überführet worden wäre, und daß sie nichts mehr zu befürchten hätten, wenn sie nur schweigen könnten. Thedald hielt sie gleich anfangs vor seine beyden Wirthe, uud zweifelte gar nicht mehr daran, als er sie ihre Stube öffnen, und hinein gehen sahe. Thedald beklagte die Ausschweifungen, denen der menschliche Verstand unterworffen ist, und hatte Mühe zu begreiffen, wie seine Brüder einen Fremden vor ihn hätten ansehen können. Er stellete sich vor, wie vielen Gefahren die Unwissenheit und das Vorurtheil die Allerunschuldigsten blos stellete, und wie verwerflich die blinde Strenge der Gesetze wäre, welche unter dem Schein, die Wahrheit an den Tag zu bringen, und

die

die Schuldigen zu bestraffen, oft machte, daß Unwahrheiten durch die Gewalt der Tortur bekennet, und die Unschuldigen unterdrücket werden. Nach diesen Ueberlegungen brachte er die Nacht vollends damit zu, daß er auf Mittel dachte den Aldobrandin zu retten, und er glaubte welche gefunden zu haben. Da er nun meynete, daß es Zeit wäre die Hand ans Werk zu legen, so gieng er vor dem Hause der Hermeline vorbey, und da er die Thür offen fand, so ging er in einen kleinen niedrigen Saal, wo seine Liebste ganz betrübt und weinend saß. Quälet euch nicht, Madam, sagte er zu ihr, da er hinein trat. Ihr werdet bald wieder Ursache vergnügt zu seyn haben. Ihr guter Mensch, ihr seyd ein Fremder, woher wollet ihr wissen, worüber ich betrübt bin, und was mich vergnügt machen kann. Ich bin vor einem Augenblicke erstlich hier angekommen, Madam, erwiederte der Pilgrim, weil mich Gott von Constantinopel hergeschicket hat euch zu trösten, und euren Mann aus der Gefahr, worinne er ist, zu reissen. Die Dame, welche den Leuten, die mit Offenbahrungen umgingen, nicht trauete, antwortete ihm: Woher wisset ihr denn, da ihr so weit herkommt, wer wir sind? Urtheilet darüber aus dem, was ich euch sagen werde: Und hierauf erzählete er ihr die ganze Begebenheit ihres Mannes, sagte ihr, wer sie wäre, wie lange sie verheyrathet wäre, und verschiedene andere besondere Umstände, welche machten, daß sie ihm vor einen Mann Gottes hielt. Hermeline warf sich also zu seinen Füssen und sagte zu ihm, daß keine Zeit zu verliehren wäre, wenn er gekommen wäre, ihren Mann

zu

zu befreyen. Der Pilgrim hub sie auf, und sagte zu ihr: Gebet wohl Achtung auf das, was ich euch sagen werde, Madam, ihr dörffet aber niemahls etwas davon sagen. Gott hat mir offenbahret, daß eine Sünde, die ihr ehemahls begangen habt, euch dieses traurige Schicksal zugezogen habe, und wenn ihr es nicht wieder gut macht, so werdet ihr nicht so bald aus diesem verdrüßlichen Handel heraus seyn, als ihr wieder in einen andern fallen werdet. Ich habe viel Sünden begangen, erwiederte die Dame, aber, heiliger Mann, saget mir doch diejenige, von der ihr redet, ich werde alles thun, was mir möglich ist, sie auszubüssen. Habet ihr nicht etwa einen Liebsten gehabt, sagte hierauf der Pilgrim? Die Dame wunderte sich über diese Frage, um so viel mehr, weil sie nicht glaubte, daß es jemand wüste, ob schon der Freund des Thedals, der einzig und allein davon wuste, den Abend, da der falsche Thedald war umgebracht worden, unvorsichtiger Weise einige Worte davon hatte fahren lassen. Sie seufzete also und sagte: Ich sehe wohl, daß euch GOtt alle Geheimnisse offenbaret, dahero würde es zu nichts dienen, wenn man euch etwas verheelen wolte. Ich habe den unglücklichen Thedald geliebet, den mein Mann umgebracht haben soll; Ich beweine seinen Tod täglich, und ich gestehe euch, daß, ohngeachtet der Grausamkeit, mit welcher ich ihm zum Schein begegnete, weder seine lange Abwesenheit, noch sein trauriger Tod ihn mir aus meiner Seele nicht haben reissen können. Thedald, den euer Mann umgebracht haben soll, erwiederte der Pilgrim, ist nicht der Thedald, den ihr geliebet habt; Aber saget

mir

mir doch, Madam, wenn ihr wollet so gut seyn, was euch euer Liebster gethan hatte, daß ihr ihm so grausam begegnetet? Ganz und gar nichts, antwortete die Schöne; da ich aber einsmahls bey einem verfluchten Mönche beichtete, dem ich die Liebe, die ich zu Thedalden hatte, und die Gunst, welche ich ihm bezeigte, sagen muste, so versicherte er mich, wenn ich nicht so gleich diesen Umgang unterlassen würde, daß ich ewig davor in den greulichen Flammen der Hölle würde brennen müssen; dieses erschreckte mich dermassen, daß ich auf einmahl mit Thedalden brach. Er gerieth darüber in einen so traurigen Zustand, daß mein Entschlus, wenn er ausgehalten hätte, seiner Liebe niemahls würde haben widerstehen können; Er überließ sich aber seiner Verzweiffelung, und ging fort. Dieses ist die Sünde, Madam, fing der Pilgrim wieder an, welche die Ursache eurer jetzigen Betrübnis ist. Ich weiß zuverläßig, daß euch Thedald keine Gewalt anthat. Ihr fandet, daß er liebenswürdig war, und ihr liebtet ihn aufrichtig. Ihr ginget so gut mit ihm um, daß ihr ihn nöthigtet, euch tausendmahl mehr zu lieben als er zuvor gethan hatte. Dennoch brachet ihr auf einmahl mit ihm eines Gewissenszweiffels wegen, welchen ihr zuvor hättet betrachten sollen. Ihr hattet ihm euer Herz geschenket; er betrachtete es als einen Schatz, der ihm zugehörte, und dem ohngeachtet nahmet ihr es ihm wieder. Dieses ist eine Art eines Raubes. Was nun euren Beichtvater anbetrift, so bin ich selbst ein Mönch, und kenne diese Herren besser, als ihr sie bisher gekannt habt. Die Zeit verderbet die besten

Sachen, und je vortreflicher eine Sache ist, je schlimmer sie wird, wenn sie verdirbet. Vor diesem waren die Mönche heilige Leute; heut zu Tage aber haben die meisten nichts heiliges an sich als ihre Kleider, und dennoch sind sie von denen, welche sie Anfangs hatten, sehr unterschieden. Jene waren grobe Säcke, sehr enge, diese aber sind von feinen Tuche und sehr weit. Vor Alters liessen sich die Mönche nichts so sehr angelegen seyn als die Seeligkeit der Menschen, die jetzigen aber stellen nur den Weibern und den Reichthümern nach. Sie haben tausend Mittel erfunden, die Unwissenden zu erschrecken, und den Heuchlern weiß zu machen, daß man Vergebung der Sünden durch Allmosen und Messen, die man ihnen bezahlen muß, erhalten könne. Auf diese Art haben sie Mittel gefunden sich auf Unkosten des gemeinen Wesens zu bereichern; und weil sie wissen, daß ihr Ueberflus dadurch erhalten werde, wenn die Privatleute arm sind, so ist nichts; was sie nicht thun und sagen, sie von den Reichthümern loszumachen, damit sie alleine Besitzer davon bleiben. Wenn man ihnen vorwirft, daß sie das, was sie predigen, selbst nicht thun, so glauben sie sich genug verantwortet zu haben, wenn sie sagen, thut das, was wir sagen, und nicht was wir thun; dieses heisset: Füllet unsere Beutel, vertrauet uns eure Geheimnisse, seyd keusch, geduldig, vergebet die Beleidigungen, redet von niemand Uebels. Was ist aber nach eurer Meynung der Zweck dieser Ermahnung? Dieser ist es, daß sie alleine die Laster, welche den Tugenden, wovon wir jetzt geredt haben, entgegen gesetzt sind, begehen können, welches aber

so leichte und so sicher nicht geschehen könnte, wenn sich Privatpersonen darein mengten. Wer siehet nicht ein, daß die Mönche ohne Geld nicht lange boshaft seyn würden? Und wie könnten sie welches haben, wenn es die Weltlichen in Wollüsten durchbrächten. Alsdenn müste man arbeiten, und die Faulheit, welchem Laster die Mönche doch sehr ergeben sind, verbannen. Wenn Privatleute sich an die Weiber hängen, so müssen sich die Mönche davon los reissen. Wenn jene nicht geduldig sind, und die angethanen Beleidigungen vergeben, so werden sich diese nicht unterstehen, ihre Familien zu entehren. Wenn die Mönche so heilig sind als sie scheinen wollen, warum folgen sie nicht dem Exempel JEsu Christi, welcher mit der Ausübung anfing, und hernach lehrete? Diejenigen, welche auf der Cantzel am heftigsten wider die Hurerey eyfern, sind die ersten, welche, ich will nicht sagen die weltlichen, sondern so gar die Nonnen verführen, und ich kenne ihrer tausend von diesem Charackter, wenn es eine Sünde ist, einem Liebhaber zu willfahren, so ist es eine noch viel grössere, ihn umzubringen. Die erste ist eine Erbsünde, die andere aber ist eine Sünde, welche aus einem bösen Herzen herkomt. Wenn ihr euren Liebhaber auch schon nicht umgebracht habt, so habt ihr doch alles gethan, was den Tod verursachen könnte, und weil ihr folglich die Ursache seines Todes oder seines Elendes gewesen seyd, so seyd ihr eben so strafbar, als wenn ihr ihn selbst getödtet oder ins Elend verwiesen hättet, wir wollen aber weiter gehen. Verdiente denn Thedald, daß ihr ihm so begegnetet?

gnetet? Hättet ihr ihn nicht, da er euch als sein Leben liebte, zum wenigsten ein bißchen lieben sollen? Er besaß Verdienste, war von guten Eltern, höflich, jung und sahe wohl aus; dennoch hatte euch ein Scheinheiliger, wider einen galanten Menschen, dessen Stelle er vielleicht einnehmen wolte, kaum was vorgebracht, als ihr so gleich ohne Ursache mit ihm brachet. Ihr seyd daher bestraft worden. Ihr habet Thedalden ohne Ursache wollen sterben lassen, und euer Mann ist in Gefahr, unschuldig das Leben, Thedalden wegen zu verliehren. Wenn ihr also euren Mann retten wollet, so müsset ihr das Unrecht, welches ihr euerm Liebhaber angethan habt, verbessern. Ihr müsset ihm, wenn er wieder kommt, eure Gunst wieder schenken, und müsset ihn lieben so, wie ihr vormahls gethan habt. Ich erkenne mein Unrecht, antwortete Hermeline, und ich wolte wünschen, daß ich im Stande wäre, es verbessern zu können: Aber Thedald ist todt. Thedald ist nicht todt, antwortete der Pilgrim, und ihr werdet ihn sogleich lebendig wieder sehen, so bald ihr ihm eurer Herz wieder schenken werdet. Ihr irret euch, ehrwürdiger Vater; ich habe Thedalden, mit vielen Stichen verwundet, in meinen Armen gehabt. Ich habe sein Gesichte mit meinen Thränen benetzet, und dieses hat mir so gar einige Schmachreden zugezogen. Wolte Gott, er lebte! Seine Gegenwart würde mir nicht weniger Freude als die Freyheit meines Mannes verursachen. Nunmehro glaubte Thedald, daß es Zeit wäre sich zu erkennen zu geben; er überrreichte ihr also einen Ring, welchen sie ihm zu der Zeit, da er noch in ihrer Gunst gestanden,

gegeben hatte, und fragte sie, ob sie diesen Ring kennte. Ich kenne ihn sehr wohl, erwiederte sie seufzend. Dieses ist ein Ring, welchen ich Thedalden gegeben habe. Es ist Thedald selbsten, der ihn euch überreichet, Madam. Kennet ihr ihn nicht mehr? Und indem er dieses sagte, so warf er seine Pilgrimskleider von sich. Hermeline glaubte einen Menschen aus der andern Welt vor sich zu sehen, und wolte fliehen; aber Thedald hielt sie zurück und sprach ihr ein Herz ein. Die Schöne war einige Zeit in Unruhe; endlich aber glaubte sie seine Stimme zu kennen, und da sie seine Gesichtsbildung wohl untersuchet hatte, so zweeifelte sie nicht mehr, daß es Thedald sey. Es würde schwer fallen, die beyderseitigen Liebesbezeugungen auszudrücken: Und da die ersten Empfindungen vorbey waren, so verschob Thedald das übrige auf eine andere Zeit, weil wegen der Freyheit des Aldobrandins keine Zeit zu verliehren war, welchen er mehr mit Todes Gedanken als Hofnung zum Leben erfüllet fand. So bald ihn der Gefangene sahe, so glaubte er, daß es ein Beichtvater wäre, welchen man ihm schikte. Ich habe Mitleiden mit eurer Unschuld gebabt, Aldobrandin, sagte Thedald zu ihm, und bin hergekommen, euch die Freyheit zu verschaffen. Nur eins verlange ich von euch, dieses bestehet darinne, daß ihr euch, wenn ich eure Unschuld werde gezeiget haben, mit den Brüdern des Thedalds, eurer Gegenparthey aufrichtig versöhnet, da sie euch blos darum in diesen Handel verwickelt haben, weil sie glaubten, daß ihr an dem Tode ihres Bruders schuld wäret. So angenehm auch

das Vergnügen der Rache ist, antwortete Aldobrandin, so will ich demselben doch eines so großmüthigen Freundes wegen, gern entsagen. Ich will alles thun, was ihr verlanget, und will ihnen sogleich von ganzen Herzen verzeihen. Ich bin ganz und gar unschuldig an dem Verbrechen, weswegen ich angeklaget worden bin: Die Versehung aber hat vor gut befunden, mich anderer Sünden wegen, die ich begangen habe, und deren Anzahl nicht klein ist, auf diese Art zu bestrafen. Der Pilgrim, der mit dieser Antwort zufrieden war, ermahnete ihn guten Muth zu schöpfen, und versprach ihm, daß der morgende Tag nicht vergehen würde, ohne daß er eine angenehme Nachricht erhalten solte.

Als er aus dem Gefängnisse ging, so ging er zu einem von den Richtern, welches ein verständiger und billiger Mann war, und sagte zu ihm: Ich bin überzeugt, mein Herr, daß es euch leid thun würde, wenn ihr den Unschuldigen vor dem Schuldigen bestraftet; und dieses macht, daß ich mir die Freyheit nehme, hierher zu kommen, und euch zu sagen, daß Aldobrandin an dem Tode des Thedals ganz und gar nicht schuldig ist, und euch die wahren Mörder anzugeben. Der Richter, der von dem Verbrechen des Aldebrandins nicht allzuwohl überführet war, und mit Verdruß sahe, daß die übrigen Richter fast alle ihre Stimmen zu seinem Tode gaben, war vergnügt, als er den Mönch so reden hörete. Er fragte ihn, und da er vernahm, was der Pilgrim die vorige Nacht gehöret hatte, so gab er Befehl, die zwey Wirthe des Pilgrims ins Gefängnis zu bringen. Man hatte nicht nöthig,

sie auf die Tortur zu bringen; Sie bekannten ihren begangenen Mord, weswegen Aldabrandin durch einen blossen Verdacht der Eyfersucht war verdammet worden. Als dieses geschehen war, so nahm Thedald Abschied von dem Richter, und gieng wieder zu seiner Liebste, welche ihn mit Ungeduld erwartete, und befohlen hatte, sie alleine zu lassen. Er erzählete ihr den guten Fortgang seiner Bemühung, und versicherte sie, daß ihr Mann morgen seine völlige Freyheit erhalten würde. Damit sie nun über diese angenehme Nachricht recht vergnügt seyn möchte, so behielt sie ihn die Nacht bey sich. Als es anfing Tag zu werden, so redete er mit seiner Liebste ab, was vor einen Ausgang er dieser Comödie geben wolte, bath sie, die Sache heimlich zu halten, und ging aus, zu vernehmen, wie es mit dem Aldebrandin stünde. Als die Herren des Raths von der Unschuld des Beklagten vollkommen überzeuget waren, so liessen sie ihn in Freyheit setzen. Wenige Tage hernach wurden die Schuldigen verurtheilet und abgethan. Jederman erfuhr so gleich, daß die Freyheit des Aldebrandins ein Werk des Pilgrims wäre. Die Verwandten kamen in ihren Ehren-Kleidern, sich bey ihm zu bedanken; er wurde bey dem Aldebrandin tractiret und geliebkoset, vornehmlich aber von Madam Hermeline, welche die Sache besser, als die andern, verstund.

Da nun viele Tage mit Vergnügen waren hingebracht worden, so erinnerte der Pilgrim seinen Wirth, sich mit den Brüdern des Thedalds, versprochener masen auszusöhnen, welche über eine so jählin-

ge

ge Veränderung in der äussersten Bestürzung waren. Aldobrandin antwortete, daß er bereit wäre, alles zu vollbringen, was er anordnen würde. Ihr müsset, sagte der Pilgrim, morgen Gasterey halten, und durch mich die Brüder des Thedalds nebst ihren Weibern einladen lassen, welchen ich den Vortrag des Vergleiches thun werde. Da ihn Aldobrandin alles thun ließ, was er wolte, so ging er zu seinen Brüdern, und brachte solche gute Bewegungs-Gründe vor, daß sie dem Aldobrandin nicht abschlagen konten, da er sich mit ihnen versöhnen wolte, des andern Tages zu Mittage mit ihren Weibern zu ihm zu Tische zu kommen. Alles erschien in Trauer-Kleidern; Die Versöhnung wurde nach Wunsch vollbracht, und ein jeder that sein mögliches, den andern an Höflichkeit zu übertreffen. Die Mahlzeit wurde eben so gut vollbracht, als die Aussöhnung, ein gewisses Stillschweigen ausgenommen, welches von den schwarzen Kleidern herrührete, die der Pilgrim anzuziehen befohlen hatte, welches aber gar nicht nach dem Geschmack der Damen war. Er vertrieb jedoch diese kleine Unordnung durch die Freude, die er der Gesellschafft machte, da er sich ihr zu erkennen gab. Um diese Freude vollkommen zu machen, meine Herren, und Damen, fehlete weiter niemand, als Thedald. Er ist bey euch, und ihr kennet ihn nicht. Ich will ihn euch so gleich zeigen, und indem er dieses sagte, so legte er seinen Pilgrims-Habit ab, und blieb im blossen Latze da stehen. Alle mit einander schienen darüber verwundert zu seyn. Ein jeder sahe ihn aufmerksam an, und ein jeder trau-

ete seinen Augen nicht; Endlich aber glaubten sie alle, daß er es wäre, nachdem er seine Begebenheiten erzählet, von den Verwandten ausführlich geredet, und verschiedene andere Sachen gesaget hatte, welche niemand als er wissen konte. Seine Brüder und seine Schwestern wurden erweichet, und liefen, ihn zu umarmen, Aldobrandin und die andern thaten desgleichen. Die Weiber fielen ihm mit Thränen in den Augen um den Hals, nur Hermeline alleine blieb kaltsinnig und ruhig. Ihr Mann war darüber bestürzt, und da er es ihr öffentlich verwiesen hatte, so sagte sie zu ihm, daß niemand wäre, der ihm lieber Liebkosungen erweisen möchte als sie, und mehr Ursache hatte als sie, weil sie ihm, ihren Mann, den sie als ihr Leben liebte, schuldig wäre; daß sie aber die üble Nachrede, welche man damahls geführet, als sie den falschen Thedald beweinet hätte, nöthigte, die Empfindungen ihrer Wohlgewogenheit und Erkäntlichkeit zurück zu halten. Das ist eine schöne Ursache, erwiderte Aldobrandin. Ich habe ihm meine Freyheit zu verdanken, und dieses machet die Verläumder beschämt. Beobachtet eure Schuldigkeit, ich bitte euch, und bekümmert euch um das übrige nicht. Hermeline wolte es eben so hören, und hierauf umarmte sie Thedalden, und erzeigte ihm tausenderley Freundschaft. Ein jeder war mit dem Aldobrandin zufrieden, und die beyderseitigen Höflichkeiten stelleten das gute Vornehmen zwischen dem Hause des Thedals und des Aldobrandins völlig wieder her. Thedald ließ die Trauerkleider ablegen, und die Gasterey, welche sich mit Betrübnis

ange-

angefangen hatte, endigte sich mit Freude und Vergnügen. Thedald tractirte den Tag darauf, und so wurden viele Tage hinter einander mit Gastereyen und Lustbarkeiten zugebracht. Nachgehends lebte Thedald mit seiner Liebste vollkommen vergnügt, ohne daß sie sich weiter von einem Mönche einreden ließ, ihm keine Liebe zu erweisen.

Tancred läßt den Liebhaber seiner Tochter umbringen, und schickt ihr dessen Herz in einem goldenen Kelche: worauf sich die Prinzeßin mit Gifte hinrichtet.

Tancred, ein Prinz von Salerno, hatte eine einzige Tochter, welche er so sehr liebte, daß er alle mögliche Mühe von der Welt anwenden muste, in ihre Heyrath mit dem Herzoge von Capua zu willigen, weil er sich nicht entschlüssen konte, sie aus den Augen zu lassen. Sie wurde fast eben so bald zur Wittwe, als sie verheyrathet war, und kam ohnverzüglich wieder zu ihrem Vater zurück. Diese Prinzeßin hieß Sigis-

gismunda, war jung, schön, und hatte eine grosse und erhabene Seele. Ihr Vater, welcher sie jederzeit mit gleichem Eyfer liebte, und viel Mühe zu dem Entschlusse gebrauchet hätte, sie das erstemahl zu verheyrathen, nahm sich wohl in Acht, ihr von einer zwoten Heyrath zu sagen. Sie hingegen hielt es vor unanständig, ihm ihre Neigung zu erkennen zu geben. Da sie also keinen Gemahl haben konte, so entschloß sie sich, sich einen Liebhaber zu erwählen. Nachdem sie alle Cavaliers an dem Hofe ihres Vaters betrachtet hatte, so fand sie keinen, der ihr besser gefiel, als ein junger Hofmann, Nahmens Guichard, welches ein Cavalier von ziemlich niedriger Geburth war; der aber davor desto mehr Tugend und Verdienste besaß; Eigenschaften, welche die Schöne allen andern vorzog. Da sie oft Gelegenheit hatte ihn zu sehen, und in einem Augenblicke das innerste eines Menschen erkennen konte, so wurde sie in kurzer Zeit so verliebt in ihm, daß sie sich nicht enthalten konte, ihn öffentlich zu lieben. Als der Cavalier, der kein Neuling war, merkte, daß ihn die Prinzeßin mit günstigen Augen ansahe, so lag sie ihm beständig in den Gedanken. Sie liebten einander alle beyde, und wusten doch nicht, wie sie es einander entdecken solten. Die Prinzeßin fand Gelegenheit, es ihm, vermittelst eines Rohrs, welches sie ihm schenkte, zu erkennen zu geben, worinne ein Brief war, der ihm anzeigte, was er den folgenden Tag thun solte. Als der Cavalier nach Hause gekommen war, so glaubte er, daß ihm Sigismunde dieses Rohr nicht ohne Ursache gegeben hätte. Er betrachtete es, und fand, daß es gespalten

war, er eröfnete es dahero, und sahe endlich den Brief. Er begriff sehr leichte, was sie damit sagen wolte, und war so vergnügt darüber, als nur ein Mensch seyn kan.

An einer Ecke des Palasts war ein alter Keller, der in den Fels gehauen war, worein das Licht durch ein Kellerloch, welches mit vieler Mühe in den Fels gemacht worden war, fiel, und worüber Sträucher und Dornen gewachsen waren, weil man schon seit langer Zeit sich dieses Kellers nicht mehr bedienete. Man ging auf einer Treppe hinein, welche auf eine Kammer, an der Prinzeßin ihrem Zimmer, stieß. Diese Treppe war so wenig im Gebrauch, daß sich derselben niemand mehr erinnerte. Die Liebe aber machte, daß Sigismunde daran dachte; Sie öffnete mit vieler Mühe eine grosse Thüre, und da sie den Keller betrachtet, und das Loch gesehen hatte, so ließ sie ihrem Liebsten sagen, daß er sich bemühen solte dadurch herunter zu kommen. Als Guichard durch seine Liebste von der Höhe des Lochs benachrichtiget worden war, so knüpfte er in gewisser Entfernung Knoten in ein Seil, damit er daran auf- und absteigen könnte, wickelte sich in einen ledernen Mantel, um vor den Dornen sicher zu seyn, band ein Ende des Seils an einen Baum an, und stieg die folgende Nacht durch dieses Loch in den Keller. Da es Tag worden war, so entfernte die Prinzeßin ihre Fräuleins, holete ihren Liebsten, und führete ihn in ihr Zimmer, wo sie den grösten Theil des Tages, ohne unterbrochen zu werden, mit allen möglichen Vergnügungen, die man in der Liebe schmecken kan, zubrachten. Nachdem

dem sie mit einander abgeredet hatten, wie sie einander inskünftige auf eben die Art sprechen könten, so führete die Prinzeßin den Cavalier wieder in den Keller zurück, und da sie die Thüre wieder zugeschlossen hatte, so ging sie zu ihren Fräuleins. Guichard erwartete die Nacht, und machte sich aus seinem Loche auf eben die Art wieder heraus, als er hinein gekommen war. Das unbeständige Glück aber konte die süssen Vergnügungen dieser liebenden ohne Eyfersucht nicht ansehen. Der Prinz kam bisweilen allein in das Zimmer seiner Tochter und vertrieb sich einige Zeit in ihrer Gesellschaft. Da nun Sigismunde eines Tages mit ihren Fräuleins in einem ihrer Gärten war, so ging Tancred, ohne weder gesehen noch gehöret zu werden in das Zimmer seiner Tochter. Er fand die Fenster zugemacht, und die Vorhänge des Bettes herunter gelassen, und nachdem er sich auf ein Küssen gesetzet, und den Kopf an das Bette angeleget und sich mit dem Vorhange zugedecket hatte, gleich als wenn er sich hätte verstecken wollen, so schlief er da ein. Da die Prinzeßin wuste, daß ihr Liebster an dem bestimmten Orte war, so schlich sie sich von ihren Fräuleins, holete ihn aus dem Loche, führete ihn in ihr Zimmer, und legten sich wie gewöhnlich ohne weitere Untersuchung alle beyde ins Bette. Nachdem Tancred einige Zeit geschlaffen hatte, so wachte er auf, und hörete dieser verliebten Handlung zu. Sein Verdrus war so gros darüber, daß er willens war Leute zu ruffen: Er besaß aber doch so viel kaltes Blut, daß er überlegte, daß das Beste wäre keinen Lärm zu machen, sondern sich in

in der Stille zu rächen, die Verliebten waren ziemlich lange bey einander, ohne daß sie den Prinz wahrnahmen; da sie endlich von einander schieden, so kehrte Guichard wieder in sein Loch, und die Schöne in den Garten zurück. Der Prinz, so alt er auch war, stieg durch ein Fenster, und begab sich, ohne von jemand gesehen zu werden, auch hinweg. Die folgende Nacht stellete er Wache aus, und ließ Guicharden, da er mit seinem ledernen Mantel aus dem Loche kam, fangen. Man führte ihn zum Prinzen, der ihm tausend Verweise gab, und weinend zu ihm sagte, daß die Gütigkeiten, welche er ihm erzeiget hätte, die Schmach, die er ihm vor seinen Augen angethan hätte, nicht verdieneten. Guichard entschuldigte sich mit weiter nichts als mit der Gewalt der Liebe, welche keinen Oberherrn erkennete; er wurde aber auf Befehl des Prinzen genau bewachet. Den Morgen darauf ging er, seiner Gewohnheit nach, in das Zimmer seiner Tochter, welche von dem Vorfalle noch nichts wuste, und sagte weinend zu ihr. Meine Tochter, ich habe auf eure Tugend und auf eure Ehrbarkeit so viel gerechnet, daß es mir niemahls im Sinn würde gekommen seyn, daß ihr fähig wäret, euch, ich will nicht sagen, einem der vornehmsten, sondern so gar einem Menschen, der weit unter eurem Stande ist, zu ergeben. Ist es möglich, daß ihr euch, da so viele brave Leute an meinem Hofe sind, zum besten des Guichards, eines Menschen von sehr schlechten Herkommen, und den ich aus dem Staube erhoben habe, erkläret habet? Mein Mißvergnügen ist in Ansehung eurer, eben so gros als meine Verwirrung. Ich weiß nicht

was ich mit euch machen soll. Die Liebe, welche ich jederzeit vor euch gehabt habe, redet bey mir zu euren Besten, und die Schande, die ihr mir gemacht habt, fodert mich zur Rache auf. In Ansehung des Guichards bin ich nicht in eben der Ungewißheit, ich habe ihn, da er aus dem Kellerloche gekommen ist, fangen lassen, und werde ihn meinem gerechten Zorne aufopfern. Ehe ich aber weiter was vornehme, so möchte ich doch wissen, was ihr darauf zu sagen hättet.

Da Sigismunda sahe, daß ihr Liebeshandel entdecket, und Guichard gefangen war, so hätte sie bald ihren Schmerz durch Thränen ausbrechen lassen; es sind dieses in der That schwache Waffen, die bey dem schönen Geschlechte mehr als zu gewöhnlich sind. Weil sie aber ein grosses Herz hatte, so überwand sie diese Regung der Schwachheit: Und da sie einsahe, daß ihr Liebster verlohren war, so beschloß sie weder vor sich zu bitten, noch ihren Liebsten zu überleben. Ich will nichts läugnen, mein Herr, und will euch auch um nichts bitten, antwortete sie, nicht etwa als eine betrübte Frau, oder als eine, die einen Fehler begangen hat; sondern mit trockenen Augen, und mit einer ruhigen und gesetzten Mine. Ich will weder eure Gnade noch eure Liebe zu meinem Besten erregen. Alles, was ich thun muß, ist dieses, daß ich meine Ehre vertheidige, und mich nachgehends meiner Herzhaftigkeit überlasse. Ich habe Guicharden geliebet und liebe ihn noch. Ich werde ihn auch, so lange ich lebe, welches nicht gar zu lange währen wird, lieben; ja, wenn man nach dem Tode liebet, so sage ich euch, daß ich ihn auch alsdenn noch lieben werde. Die Tugend des

Guichards und eure Verweigerung, mich wieder zu verheyrathen, haben an dieser Liebe mehr Antheil gehabt, als die Schwachheit des weiblichen Geschlechtes. Da ihr weder von Eisen noch von Erz seyd, so hättet ihr euch leicht einbilden können, daß ich auch nicht davon wäre. Ich bin verheyrathet gewesen, und bin noch jung, solte man sich einbilden, daß ich einer so natürlichen Neigung hätte widerstehen können. Nicht der Ungefähre Zufall hat gemacht, daß ich mich zum Besten des Richards entschlossen habe: Ich habe ihn allen andern mit Ueberlegung vorgezogen, und seine Verdienste sind sein Versprechen gewesen. Die Thorheit des menschlichen Verstandes hat den Unterschied unter den Menschen aufgebracht. Wenn Guichard nicht von hoher Geburth ist, so kann ich nicht davor, sondern es ist ein Fehler des Glücks. Zur Zeit Adams, waren wir alle gleich, und die Tugend hat eigentlich angefangen einen Unterscheid unter den Menschen zu machen. Diejenigen, welche am meisten damit begabet waren, wurden die edelsten genennet: Die Verderbnis des menschlichen Herzens aber, hat nachgehends dieses Gesetz geändert, welches sich anjetzo nur noch in der Natur der guten Sitten befindet. Es ist also ausgemacht, wenn man vernünftig reden will, daß je mehr Tugend man hat, je edler man ist. Ihr werdet mir dahero leicht einräumen, wenn ihr die Sache ohne Vorurtheil nur ein wenig untersuchen wollet, daß Guichard der edelste von eurem Hofe ist. Eure Worte so wohl als meine Augen haben ihm dieses Zeugnis gegeben. Ihr habt Guicharden mehr als jemanden gelobet, und da mir

daran

daran gelegen war, ihn genau kennen zu lernen, so habe ich mich durch mich selbst überzeuget, daß ihr ihm nicht zu viel beygeleget hattet; Wenn ich mich demnach geirret habe, so seyd ihr an meinem Irrthume schuld. Mit mehrerm Rechte köntet ihr mir die Armuth des Guichards vorwerfen: allein dieses würde ein Verweiß seyn, der auf euch selbst zurück fiele, weil ihr einen Menschen von so besondern Verdiensten nicht bereichert habt. Arm seyn aber hindert nicht edel zu seyn; was würde sonst aus dem Adel der Könige und Prinzen des Alterthums, die arm gewesen sind, werden. Die Reichthümer vergehen und kommen wieder. Mancher, der vor diesen die Schafe gehütet und das Feld gebauet hat, ist anjetzo reich; und mancher ist anjetzo auf dem Gipfel der Hoheit und des Glücks, der in kurzen wieder in den Hirten-Stand wird gesetzet seyn. Anlangend das, was ihr mit mir machen sollet, so weiß ich euch nichts darauf zu antworten; Folget eurer Neigung; Ich habe keine Bitte an euch zu thun, euch zu verhindern, daß ihr eure Hände nicht mit meinem Blute besudelt, wenn ihr es zu thun beschlossen habt. Vielleicht werde ich euch diese Mühe ersparen: zum wenigsten kan ich euch versichern, daß ich dem Schicksale des Guichards folgen werde. Weinet also nicht mehr, und lasset uns alle beyde umbringen, wenn ihr glaubet, daß wir es verdienet haben.

Der Prinz wuste, daß seine Tochter Muth besaß; da er aber nicht glaubte, daß sie auf ihrem Vorsatze beharren, und das, was sie gesaget hatte, thun würde, so war er kaum von ihr weg, als er Guicharden

erwürgen ließ. Man riß ihm das Herz aus dem Leibe, und nachdem es der Prinz in einen goldenen Becher geleget hatte, so schickte er es seiner Tochter, und ließ ihr zugleich sagen, euer Vater schicket euch dieses Geschenke, euch über den Verlust dessen, was ihr am meisten liebet, zu trösten, gleichwie ihr ihn über den Verlust dessen, was er am meisten liebte, getröstet habet. Da Sigismunda voraus gesehen hatte, was geschehen würde, so hatte sie von der Wurzel gewisser Kräuter einen Gift gemacht, ihn im Fall der Noth parat zu haben. Sobald sie das Geschenk gesehen, und das Compliment, welches ihr ihr Vater machen ließ, gehöret, so zweifelte sie gar nicht mehr, daß dieses das Herz ihres Liebsten wäre. Mein Vater hat, sagte sie zum Ueberbringer, diesem Herzen ohne daran zu denken, ein Begräbnis gegeben, welches es verdienete. Ich habe jederzeit wahrgenommen, daß er Freundschaft vor mich habe, anjetzo aber lässet er es mir durch die Ehre, welche er diesem Herzen anthut, mehr als jemahls merken. Danket ihm von meinet wegen, und saget ihm, daß dieses das leztemahl seyn würde, daß ich mich bey ihm bedankte. Indem sie dieses sagte, so küssete sie das Herz ihres Liebhabers unzählige mahl, und stellete sich dabey so kläglich an, daß alle ihre Fräuleins, welche nicht wusten, was es mit diesem Herzen vor eine Bewandnis hatte, noch was aus dieser traurigen Historie werden solte, bestürzt und erschrocken waren. O du Herz, welches mir so viel Vergnügen gemacht hat, sagte die Prinzeßin! Dein Lauf ist vollendet: Nun bist du von allem Elend und Unglück des Lebens befreyet. So

gar

gar dein Feind hat geglaubet, daß du ein goldenes Grab verdientest. Es ist weiter nichts mehr übrig, sein Begräbnis zu vollenden, als die Thränen derjenigen, welcher dein Leben so viel Freude verursachte. Unbarmherziger Vater! Ich hatte beschlossen, ruhig und mit trockenem Auge zu sterben: Ich kan aber den zärtlichen Regungen, welche das schönste unter allen Herzen erwecket, nicht widerstehen. Du Herz, welches alle meine Annehmlichkeiten ausmachte! Wenn dir meine gerechten Thränen die Verehrung, welche ich dir schuldig bin, werden erzeiget haben, so werde ich dir in die andere Welt nachfolgen. Dieses ist der Weg alles Fleisches, und meine Pflicht verbindet mich, ihn in deiner Gesellschafft zu thun. Nachdem sie nun überflüßig geweinet, und alle ihre Fräuleins, welche ihr möglichstes sie zu trösten thaten, dadurch zum weinen beweget hatte, so ließ sie sich den Gift bringen, that ihn in einen Becher, und nachdem sie ihn mit ihren Thränen benetzet hatte, so trank sie ihn mit einer gesetzten Mine hinter, und warf sich augenblicklich darauf aufs Bette, ohne den Becher und das Herz ihres Liebsten, welches sie an das ihrige fest angedrückt hielt, zu verlassen. Da der Prinz hiervon durch eine von den Fräuleins war benachrichtiget worden, so lief er, weil er das, was erfolgte, vermuthete, geschwind in ihr Zimmer; es war aber schon ein wenig zu späte. Er konnte sie in einem so traurigen Zustande, ohne seine Liebe durch Thränen ausbrechen zu lassen, nicht sehen: Dahero sagte die Prinzeßin mit sterbender Stimme zu ihm: Mein Vater, vergiesset keine Thränen über mich, sie helffen

mir nichts, und ich verlange sie auch nicht. Wenn ihr aber noch ein wenig Neigung zu mir habt, so schlaget mir die letzte Gnade, warum ich euch bitte, nicht ab, diese bestehet darinne, daß ihr mich mit Guicharden öffentlich begraben lasset, weil ihr nicht gewolt habt, daß ich bey meinem Leben mit ihm ins geheim habe leben sollen. Der Prinz war so betrübt, daß er ihr nicht antworten konte, sondern ging fort. Er war kaum hinaus, als die Prinzeßin, da sie die Vorbothen des Todes merkte, und das Herz ihres Liebhabers an das ihrige drückte, von ihren Fräuleins Abschied nahm, und gleich darauf verschied. Niemahls ist wohl ein Schmerz grösser gewesen, als der, welchen der Prinz empfand. Er bereuete seine Grausamkeit, aber zu späte, und ließ die Verliebten mit grosser Pracht in ein Begräbnis setzen; eine Pracht, die um so viel mehr traurig war, weil der Hof und die Stadt das traurige Schicksal dieser unglücklich Verliebten beweinete.

Begebenheiten dreyer Schwestern, und ihrer Liebhaber.

Zu Marseille war ein reicher Kaufmann, Nahmens Narnald Cluade, ein Mann, der zwar von niedriger Geburth, dennoch aber voller Ehrlichkeit und Treue war. Seine Familie war zahlreich, und unter andern Kindern hatte er drey Töchter, wovon die jüngste 14 Jahr alt war. Man war im Begrif, sie zu verheyrathen, und man wartete nur, bis ihr Vater, welcher seiner Handelsaffairen halber in Spanien war, zurück kommen würde. Eine von diesen Töchtern

 hieß

hieß Nannette, die andere Magdalene, und die dritte Bertelle. Ein junger Cavalier, Nahmens Restagnon, liebte Nannetten, und wurde auch wieder von ihr geliebet. Restagnon hatte wenig Vermögen; da aber dieser Mangel durch sein gutes Ansehen, und durch seinen Witz ersetzet wurde, so hatte er das Herz seiner Schöne zu gewinnen gewust, und einige Gunst von ihr voraus erhalten. Während daß Restagnon sein Glück ruhig genoß, so verliebten sich zwey junge Cavaliers, wovon der eine Foulques und der andere Huguet hieß, in Nanetten ihre zwey Schwestern; der erste in Magdalenen, und der andere in Bertellen. Restagnon erfuhr diese Liebesbegebenheit sogleich durch Nannetten, und beschloß sich dieser Gelegenheit zu bedienen, sich aus der Armuth, worinne er war, zu reissen. Er machte Bekantschafft mit ihnen, und leistete ihnen oft bey ihren Liebsten Gesellschafft, wobey er das Vergnügen hatte, die seinige auch zu sehen. Als sie rechte gute Freunde worden waren, so tractirte er sie einsmahls in seinem Hause, uud nachdem er sie mit den stärksten Gründen, die er nur erdenken konte, seiner Aufrichtigkeit und Freundschafft versichert hatte, so sagte er zu ihnen, daß ihm eben was einfiele, welches er ihnen gerne sagen möchte. Ich liebe Nannetten, meine Freunde, sagte er zu ihnen, und ihr liebet ihre zwey Schwestern nicht weniger. Wenn ihr das, was ich euch sagen werde, thun wollet, so weiß ich ein Mittel, uns alle drey glücklich zu machen. Ihr seyd reich, und ich bin es nicht. Wenn ihr also euer Vermögen mit mir theilen wollet, und einen Ort ausmachen könnet, wo wir

uns

uns hinbegeben und gemeinschaftlich mit einander leben können, so verspreche ich euch, es dahin zu bringen, daß die drey Schwestern mit dem grösten Theile ihres Vaters Vermögen uns folgen; Und wenn dieses geschicht, welch Glück wird dem unsrigen zu vergleichen seyn? Die zwey Cavaliers, welche über die massen verliebt waren, bedachten sich gar nicht lange diesen Vorschlag anzunehmen. Einige Tage hernach fand Restagnon Gelegenheit mit Nannetten alleine zu sprechen, und erzehlete ihr den Entschluß, welchen er mit den Liebhabern ihrer Schwestern gefaßt hätte, und bat sie zugleich, diese Sache, so viel als ihr möglich wäre, zu erleichtern: Sie willigte um so viel lieber darein, weil sie dadurch völlige Freyheit erhielt, in der Gesellschaft ihres Geliebten ohne Hinderung zu seyn. Sie versicherte ihn, daß sie es dahin bringen wollte, daß ihre Schwestern alles nöthige mitnehmen sollten, und daß er nur die Sachen zur Abreise parat halten möchte. Restagnon benachrichtigte die andern von einem so glücklichen Anfange, und nachdem sie die Insel Candia zu dem Ort ihres Aufenthaltes erwählet hatten, so verkauften sie alle liegende Gründe, unter dem Vorwande, eine Handlung anzufangen, kauften eine Fregatte, welche sie heimlich ausrüsteten, und erwarteten einen günstigen Augenblick in See zu gehen. Nannette fand ihre Schwestern so willig darzu, und redete ihnen so viel Sachen vor, daß sie ihre Abreise mit äuserster Ungedult erwarteten. Als endlich dieser erwünschte Augenblick gekommen war, so fanden die drey Schwestern, welche schon zum Voraus ihre Maasregeln genommen

 hatten,

hatten, Gelegenheit, über das Geld und die Edelgesteine ihres Vaters zu gerathen, und nahmen so viel davon, als sie tragen konnten. Mit diesen Sachen giengen sie zu ihren Liebhabern, welche schon auf sie warteten, und giengen den Augenblick zu Schiffe. Sie spannten alle Seegel auf, und da ihnen der Wind ziemlich günstig war, so kamen sie gar bald nach Genua, wo sie sich einige Tage, um sich wieder zu erholen, aufhielten. Da sie nun glücklich nach Candia angekommen waren, so setzten sie sich nahe bey der Stadt dieses Namens, und kauften sehr schöne Häuser, worinnen sie sehr herrlich lebten. Sie hielten viel Jagdhunde, viel Vögel, tractirten beständig und hatten grosse Lustbarkeiten mit ihren Liebsten. Kurz, es war ihnen allen niemals besser gegangen, und sie konnten sich weiter nichts wünschen. Gleichwie man aber endlich alles überdrüßig wird, und die Vergnügungen diesen feinen Geschmack, weswegen man sie hochachtet, verlieren, wenn sie allzuüberflüßig sind; so wurde Restagnon, welcher zu der Zeit, da er Nannetten nur verstohlen sahe, heftig liebte, kaltsinnig, so bald er sie völlig in seiner Gewalt hatte. Denn da er einsmals bey einem Edelmann zu Gaste war, so sahe er daselbst ein junges Mägdgen, welche ihm ausserordentlich gefiel. Als Nannette die Bemühungen des Restagnon nach diesem Mägdgen wahrgenommen hatte, so wurde sie so eifersüchtig, daß er keinen einzigen Schritt thun konnte, den sie nicht erfahren hätte. Weil nun die Hindernisse die Begierden immer mehr und mehr anflammen, so vermehrte Nannette die Neigung, welche Restagnon zu

ihrer Nebenbuhlerin hatte, um so viel mehr, je mehr sie sich Mühe gab, sie zu vertilgen. Sie fiel in eine grosse Schwermüthigkeit und hassete den Restagnon anjetzo eben so sehr, als sie ihn vormals geliebt hatte: sie setzte sich so gar, und vielleicht nicht ohne Grund, in den Kopf, daß er von ihrer Nebenbuhlerinn Gunstbezeugungen erhalten habe, welche er ihrer Meynung nach nur von ihr erhalten sollte. Indem sie sich also ihrem Zorn und ihrer Wuth überließ, so beschloß sie, sich ihren Ungetreuen vom Halse zu schaffen. Dieserwegen machte sie sich an eine alte Griechin, welche in der Kunst zu vergiften, sehr geschickt war. Diese gab ihr ein gewisses Wasser, welches sie dem Restagnon, da er eines Tages sehr erhitzt war, zu trinken gab, der sich nichts weniger als dieses vermuthete. Da der Gift auserordentlich stark war, so lebte Restagnon nur eine einzige Nacht. Die vier übrigen beweinten seinen Tod herzlich, und Nannette that, was das äuserliche anbelangte, in Ansehung der Klagen ihre Pflicht nicht übel. Einige Monate hernach wurde die alte Griechin, begangener Verbrechen wegen, ins Gefängniß gelegt, und bekennete unter der Marter, daß sie an dem Tode des Restagnon Theil gehabt habe. Auf dieses Bekänntniß ließ der Herzog von Candia Nanetten ins Gefängniß werffen, wo sie alles, was vorgegangen war, ohne Tortur bekennete. Foulques und Huguet wunderten sich gar sehr, als sie erfuhren, warum Nannette war arretiret worden, und wendeten alles mögliche an, sie von der Strafe, die sie verdiente, zu befreyen: alle ihre Mühe aber war umsonst, und es schiene, als wenn der Herzog beschlos-

sen hätte, ihr gar keine Gnade wiederfahren zu lassen. Magdalene, welche jung und schön war, und um welche der Herzog schon seit langer Zeit vergebens geseufzet hatte, glaubte, daß eine kleine Gefälligkeit ihre Schwester retten könte. In dieser Absicht ließ sie dem Herzog sagen, daß sie alles thun wollte, was er verlangte, wenn er ihre Schwester wieder los gäbe und die Sache geheim hielt. Dieses Compliment mißfiel dem Herzog nicht, und die Liebe behielt endlich über die Vernunft und Gerechtigkeit die Oberhand. Da er nun den Foulques und Huguet mit Bewilligung seiner Liebste, unter dem Vorwande, als wann sie an dem Tode des Restagnon Theil gehabt hätten, ins Gefängniß werfen lassen, so begab er sich heimlich zu ihr, und sprengte aus, daß er Nannetten, welche er mit zu ihrer Schwester nahm, hätte ersäufen lassen, bat sie auch, in ihrer Liebe gegen ihm beständig zu seyn und die Verbrecherinn zu entfernen, damit, wenn die Sache etwa offenbar würde, er sich nicht genöthiget sähe, sie zu bestrafen. Nach einigen Tagen Gefängniß wurde Foulques und Huguet wieder losgelassen: und da sie nicht zweifelten, daß Nannette ersäufet worden wäre, so trösteten sie ihre Schwestern darüber. So viel Mühe sich auch Magdalena gab, Nannetten zu verbergen, so merkte es Foulques dennoch, daß sie in seinem Hause wäre, und erstaunete recht sehr darüber. Er erinnerte sich sogleich der Liebe, die der Herzog zu Magdalenen gehabt hätte, und zweifelte nicht, daß er das Opfer des Verbrechens seiner Schwester geworden seyn würde. Magdalena that alles Mögliche, ihm die Wahrheit zu verbergen;

alles

alles dieses aber überzeugte ihn nicht, sondern vermehrete im Gegentheil seinen Argwohn dermassen, daß er sie endlich durch viele Fragen, welche mit Zorn und Wuth begleitet waren, zwang, das Vorgegangene zu bekennen. Sie mochte ihn mit Schreyen und Thränen um ihr Leben bitten, wie sie wollte, so war dennoch nichts vermögend seinen Zorn zu stillen, und ihn zu verhindern, ihr den Degen durch den Leib zu stossen. Er hatte kaum den Mord begangen, als er, weil er den Zorn des Herzogs befürchtete, zu Nanetten gieng, und mit einer freudigen Mine zu ihr sagte, daß er käme, sie der Grausamkeit des Herzogs zu entreissen und das Versprechen, welches ihre Schwester gethan hätte, sie zu entfernen, zu erfüllen. Nannette, welche nur allzuviel Ursache sich zu fürchten hatte, bedachte sich nicht lange ihm zu folgen, und reisete, ohne daran zu gedenken, von ihrer Schwester Abschied zu nehmen, mit anbrechender Nacht fort, und giengen bey erster Gelegenheit zu Schiffe, ohne daß man jemahls erfahren hat, wo sie hingekommen sind. Als der Herzog erfahren hatte, daß seine Liebste umgebracht worden war, so ließ er den Huguet, welcher noch nichts weder von der Magdalena ihrem Tode, noch von der andern ihrer Flucht etwas wuste, gefangen nehmen. Die Marter, welche man ihnen anthat, zwangen sie zu bekennen, daß sie und die Flüchtigen an dem Tode der Magdalena schuld wären. Und da auf ein solch Bekänntniß nichts anders als der Tod zu gewarten war, so fanden sie ein Mittel, ihren Kerkermeister zu bestechen, und flüchteten mit ihm nach Rodis, wo sie ihre Tage in dem grösten Elende endigten.

Wilhelm von Roßillon tödtete den Liebhaber seiner Frau, und gab ihr sein Herz zu essen. Als es die Frau erfahren hatte, so stürzte sie sich aus einem Fenster, und wurde mit ihrem Liebhaber begraben.

Vor diesem waren zwey berühmte Ritter, wovon der eine Wilhelm von Roßillon, und der andere Wilhelm Gardastain hiesse. Sie waren alle beyde sehr tapfer, sie liebten einander und waren iederzeit bey allen vorkommenden Ritterübungen mit gleichen

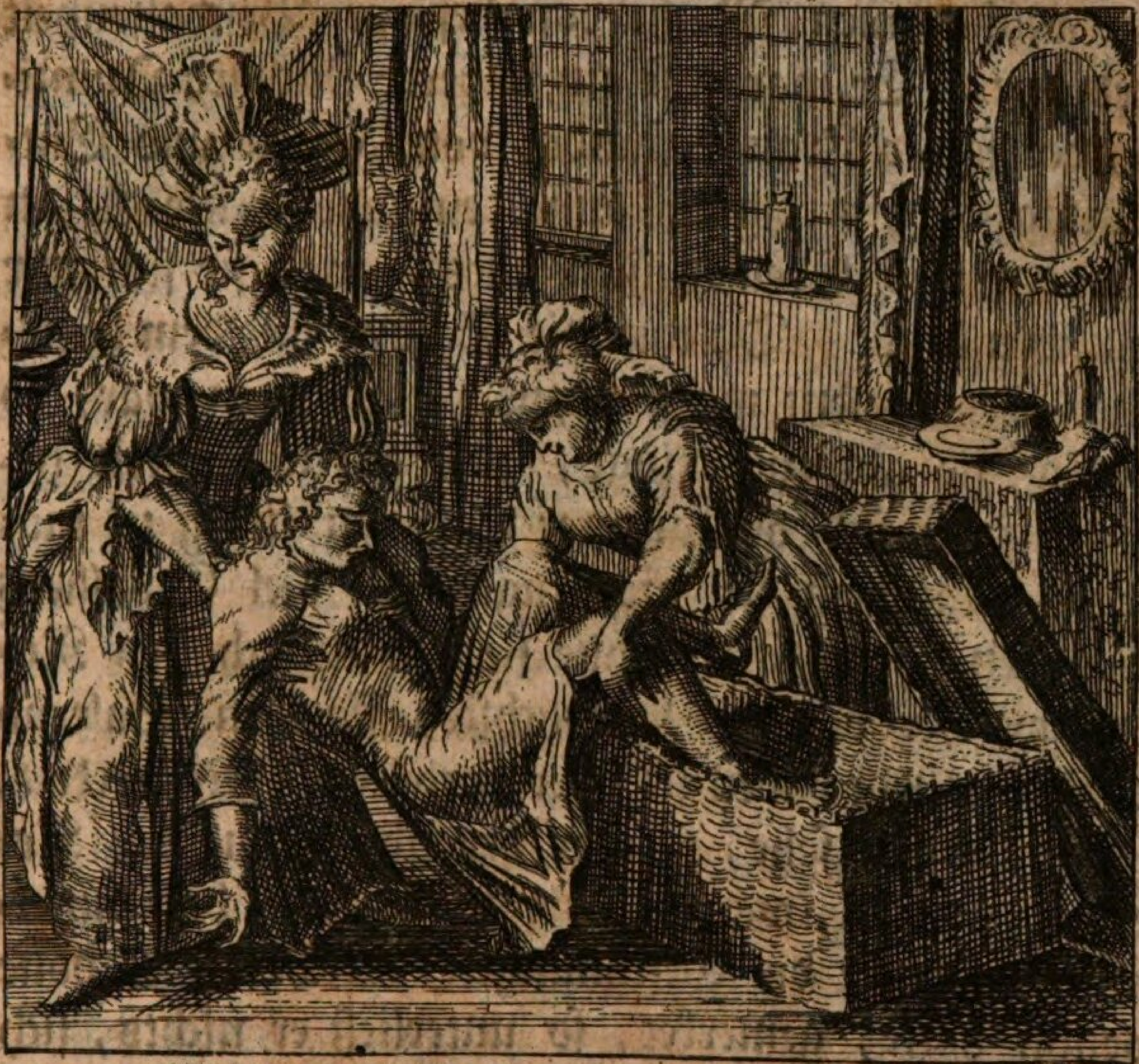
gleichen Unterscheidungsfarben beysammen. Roßillon hatte eine schöne Frau, worein sich Gardastain, ihrer Freundschaft ohnerachtet, verliebte. Er spielte seine Rolle so wohl, daß die Schöne mit Vergnügen wahrnahm, daß sie ihn verliebt gemacht hätte. Sie wartete mit einer Art von Ungedult, ehe er ihr seinen Antrag that, worauf sie ihm auf solche Art zu antworten schon beschlossen hatte, daß er vollkommen darüber vergnügt seyn könte. Sie wartete nicht lange vergebens, und beyde waren darüber vergnügt. Da aber ihre Zusammenkünfte entweder ein wenig zu oft geschahen, oder vielleicht nicht allzuwohl abgeredet waren, so merkte es der Mann, und hassete den Gardastain nunmehro eben so sehr, als er ihn vorher geliebet hatte: Er war aber bey seinem Hasse viel klüger, als er bey der Freundschaft gewesen war, und beschloß denjenigen umzubringen, der ihn so hinterginge. Es trug sich, sein Vorhaben auszuführen, eben zu rechter Zeit zu, daß in Frankreich ein Tourniersteчhen solte gehalten werden, welches man durch Trompetenschall bekannt machte. Roßillon ließ es dem Gardastain sogleich wissen, und bat ihn, ihn zu besuchen, damit sie mit einander dahin reisen könten. Dieser war darüber erfreut, und ließ ihm sagen, daß er morgen Abend bey ihm speisen würde. Da Rossillon eine so schöne Gelegenheit sich zu rächen sahe, so stieg er den Morgen darauf ganz geharnischt zu Pferde. Einige von seinen Bedienten begleiteten ihn, und er stellte sich, eine halbe Meile von seinem Hause in einem Holze, wo der andere durchreisen muste, in ei-

nen

nen Hinterhalt. Nachdem er lange Zeit gewartet hatte, so sahe er ihn endlich nur mit zwey Bedienten, und ohne Waffen gleich als Leute, die nichts befürchten, kommen. So bald er an den Ort gekommen war, so lief Roßillon mit gefälter Lanze auf ihn zu, und schrie drauf, drauf: und indem er dieses sagte, so gab er ihm einen Stich, welcher durch und durch gieng, wovon er einen Augenblick hernach, ohne ein einziges Wort sagen zu können, starb. Die Bedienten des Gardastain rissen aus, und kehrten wieder um, wo sie hergekommen waren, ohne daß sie wusten, wer ihren Herrn umgebracht hätte. Da Roßillon sahe, daß er Ueberwinder war, so stieg er vom Pferde, öfnete den Todten mit seinem Messer, riß ihm das Herz heraus, und nahm es mit nach Hause, verboth auch seinen Leuten, daß sie niemahls von dem, was vorgegangen wäre, reden solten. Die Schöne, welche wuste, daß Gardastain kommen solte, verwunderte sich, daß er so lange aussen bliebe, und fragte ihren Mann, woher es käme, daß er nicht erschienen? Der Mann antwortete, daß er ihm hätte sagen lassen, daß er erstlich den folgenden Tag kommen würde. Diese Antwort gefiel der Schönen gar nicht; dennoch aber sahe sie sich gezwungen, sich nichts merken zu lassen. Roßillon hatte, als er vom Pferde gestiegen war, das Herz des Gardastains, welches er ein wildes Schweinsherz nennte, dem Koch gegeben und ihm befohlen, daß er es so gut als möglich zubereiten und in einer silbernen Schüssel auftragen lassen solte, und der Koch wendete alle seine Kunst an, ein Hachis

daraus zu machen. Da Roßillon mit seiner Frau bey Tische war und dem Verbrechen, welches er begangen hatte, nachdachte, so trug man das Hachis auf, er aß aber nicht davon. Die Schöne, welche guten Appetit hatte, aß davon und fand es so wohlschmeckend, daß sie es ganz und gar aufaß. Wie hat euch das Hachis geschmeckt, sagte hierauf ihr Mann zu ihr? Sehr gut, mein Herr, antwortete die Frau. Ich wundere mich nicht, Madam, erwiederte Roßillon, daß euch dasjenige, tod, wohl geschmeckt, was euch in eurem Leben so sehr gefallen hat; Seyd nicht bestürzt, ihr Ungetreue: das Räzel ist leicht aufzulösen; ihr habet das Herz des Gardastains eures Liebhabers gegessen. Niemahls ist wohl ein Schmerz dieser Frau ihrem gleich gewesen. Die Traurigkeit, und Bestürzung hinderten sie einige Zeit, zu reden; da sie aber wieder zu sich selbst gekommen war, so sagte sie seufzend zu ihm: Ihr habet euch als ein niederträchtiger und treuloser Ritter aufgeführet. Gardastain hat mir gar keine Gewalt angethan, und da ich ihn geliebet habe, so habe ich es aus eigener Bewegung gethan, also hätte ich alleine eurem Zorne, wenn ihr Ursache dazu gehabt hättet, ausgesetzt seyn müssen. Aber da sey Gott vor, daß ein so kostbares Fleisch, als das Herze des tapfern Gardastains ist, iemahls mit einigem andern solte vermenget werden. Und indem sie dieses sagte, so stund sie auf, und stürzte sich zu einem hohen Fenster hinaus, daß sie ganz und gar in Stücken zerschmettert war. Roßillon erkannte nunmehr seinen Fehler; es war aber

ein wenig zu späte; die Furcht überfiel ihn, und machte, daß er die Flucht nahm. Als den Tag darauf die Begebenheit mit allen Umständen bekandt worden war, so sammleten die Freunde des Gardastains und der Dame die Ueberbleibsel dieser zwey Körper zusammen, und liessen sie mit vielen Thränen und Klagen begraben und auf ihr Grab Verse setzen, welche die Ursache und die Art ihres Todes in sich faßten.



Als Roger von einem gewissen Wasser getrunken hatte, so schlief er bey seiner Liebsten ein; weil sie ihn nun vor todt hielte, so ließ sie ihn durch ihre Magd in einen Kasten, welcher an der Thüre eines Tischers stunde, tragen. Zwey Wucherer stahlen den Kasten und trugen ihn nach Hause, ohne zu untersuchen, was darinnen war. Da Roger aufwachte, so machte er Lärm, verursachte dadurch, daß man Diebe schreyt, wird gefangen und den Händen der Justitz überliefert. Seine Liebste wickelte ihn vermittelst ihrer Magd aus diesem Handel, und machte, daß diejenigen, welche den Kasten gestohlen hatten, an Gelde gestraft wurden.

Mazet von Montagne, ein berühmter Wundarzt zu Salerno, war schon ziemlich bey Jahren,

als er ein junges Mädgen aus einer Stadt heyrathete, welche einen Mann von besserer Beschaffenheit verdiente. Er war fast ein anderer Richard Quinzica, der seiner Frau beständig von Fasten und Enthaltungen vorpredigte, ausserdem aber hatte sie an Kleidern und Edelgesteinen alles, was sie sich nur wünschen konte. Da nun die Schöne mit dem häuslichen Traktament nicht allzuwohl zufrieden war, so beschloß sie als eine kluge, und guten Appetit habende Frau sich auf anderer Unkosten lustig zu machen. Nachdem sie die Augen auf viel Cavalliers geworffen hatte, so erwählte sie sich endlich den Roger, welcher vor den liederlichsten Kerl in Salerno gehalten wurde; weil sie aber mehr auf Munterkeit, als Ehrlichkeit sahe, so war der übele Ruf des Rogers ein Artikel, warum sie sich nicht viel bekümmerte. Als Roger die Gesinnungen, welche die Schöne vor ihn hatte, gemerket, so unterließ er nichts, sich dieser Eroberung zu versichern. Die Schöne, welche langes Warten nicht liebte, verschafte sich bald eine Zusammenkunft mit ihrem Liebsten, vermittelst einer getreuen Magd, welcher sie die Sache auftrug. Da Roger gleich von da an einige Gunstbezeugungen auf Abschlag genossen hatte, so machte sich die Schöne diesen angenehmen Anfang zu Nutze und bat den Cavallier, daß er seinen Raubereyen und andern Bosheiten, wodurch er bey iedermann in üblen Ruf stünde, ihr zu Liebe entsagen möchte, und versprach ihm, daß sie ihm von Zeit zu Zeit Geld geben wolte. Während daß sich diese Verliebten ganz stille vergnügten, so hatte der Wundarzt einen Patienten un-

ter den Händen, welcher ein ganz verfaultes Bein hatte. Mazet, der in seiner Kunst erfahren war, sahe sogleich die Natur dieses Schadens ein, und sagte zu den Verwandten des Kranken, daß es unmöglich wäre ihn zu heilen, wenn man ihm nicht ein Bein ablösete, und noch wolte er vor den Erfolg der Operation nicht gut seyn. Die Verwandten des Kranken wolten lieber die Heilung des Patienten wagen, als ihn, ohne etwas zu unternehmen, sterben lassen, und gaben zu, daß der Wundarzt auf allem Fall das thäte, was er nöthig zu seyn erachtete: weil er aber befürchtete, daß der Kranke den Schmerz nicht würde ertragen können, so beschloß er, ihn mit einem gewissen Messer, wovon er das Geheimnis besaß, einzuschläfern und die Operation bis auf den morgenden Abend zu verschieben. Er distillirte also ein Schlafmachendes Wasser und setzte es in einer Phiole auf das Fenster seines Zimmers, ohne iemand ein Wort davon zu sagen. Den Abend, da Mazet diese grosse Operation machen solte, empfieng er einen Brief von einem seiner guten Freunde aus Melfi, welcher ihn bat, sich augenblicklich dahin zu begeben, um verschiedene Personen von seiner Bekantschafft, welche bey einer grossen Schlägerey, die den vorigen Tag vorgegangen war, verwundet worden waren, zu verbinden. Er schob also die Operation mit dem Beine bis auf den morgenden Tag auf, und reisete augenblicklich nach Melfi ab. Da die Schöne hörete, daß ihr Mann nicht zu Hause schlaffen würde, so ließ sie den Roger holen, und schloß ihn in ein Zimmer ein, bis verschiedene verdächtige Personen des Hauses zu Bette seyn

würden. Roger, der diesen Tag entweder viel gearbeitet, oder den Abend was salziges gegessen hatte, war entsetzlich durstig, und da er von ohngefehr die Phiole mit dem schlafmachenden Wasser, welches er vor ordentliches Wasser hielt, auf dem Fenster stehen sahe, so trank er sie ganz und gar aus. Einen Augenblick hernach schlief er ein; und da ihn die Schöne schlafend fand, so stieß sie ihn, und rufte, daß er aufstehen solte: Auf alles dieses aber erfolgte weder Bewegung noch Antwort. Sie stieß ihn von neuen und sagte zu ihm: Steht auf, ihr Schläffer. Seyd ihr denn schlaffens wegen hergekommen? Da Roger ein wenig zu hart war gestossen worden, so fiel er von einem Coffre, auf welchem er eingeschlaffen war, ohne die geringste Bewegung zu machen, und ohne einiges Zeichen der Empfindung von sich zu geben. Die Schöne, welche darüber ein wenig bestürzt worden war, nahm ihn bey der Nase, zog ihm Haare aus dem Barte, und that verschiedene andere Dinge an ihm, ohne ein Zeichen des Lebens zu bemerken, so daß sie wirklich glaubte, er wäre gestorben, und war ausserordentlich betrübt darüber. Sie weinete und klagte so heimlich, als es ihr nur möglich war; da sie aber ein Aufsehen befürchtete, so muste sie auf Mittel denken, ihre Ehre in Sicherheit zu setzen, und den vermeintlich Todten wegtragen lassen. Sie rufte ihre vertraute Magd, erzählte ihr ihr Unglück, und fragte sie um Rath. Die Vertraute, welche sehr erschrocken war, konte sich nicht einbilden, daß Roger todt wäre, bis sie ihn gekniepen und mit dem Lichte gebrennet hatte, ohne daß er das geringste Zeichen von Empfindung von sich gab.

Nachgehends aber zweifelte sie nicht mehr daran. Da die Schöne nicht wuste, wo sie ihn, den Verdacht zu vermeiden, solte hintragen lassen, so sagte ihre Vertraute, daß sie ganz späte vor dem Hause des benachbarten Tischers einen Kasten gesehen hätte, wo man ihn hintragen müste, wenn er anders nicht wäre weggenommen worden. Man darf ihn nur zwey oder drey Stiche mit dem Messer geben, setzte sie hinzu, so wird man Morgen ganz gewis sagen, da er ohnedies vor einen liederlichen Menschen gehalten wurde, daß er auf frischer That ertappet und in diesen Zustand gesetzet worden sey. Der Schönen gefiel dieses Mittel, die Stiche mit dem Messer ausgenommen, wozu sie sich nicht entschliessen konte. Als die Vertraute Erkundigung eingezogen und den Kasten noch gefunden hatte, so nahm sie den Roger auf ihre Achseln, gieng aus dem Hause nach dem Kasten zu, und warf den Roger hinein. Die Frau aber gieng voraus, um zu sehen, wenn etwan iemand käme. Zwey Brüder, welches Wucherer waren, waren selbigen Tag zwey oder drey Häuser von dem Tischer eingezogen, und da sie den Kasten gesehen, so hatten sie beschlossen ihn nach Hause zu tragen, wenn er anders stehen bliebe. Da sie nun niemanden mehr auf der Strasse höreten, so giengen sie aus dem Hause, nahmen den Kasten und trugen ihn, ohne weder auf die Schwere, noch auf das, was darinnen war, Achtung zu geben, hinweg. Sie setzten ihn neben die Kammer, wo ihre Weiber schliefen und legten sich auch nieder. Roger, der schon lange geschlaffen hatte, wachte mit Anbruch des Tages auf. Da er also die Augen öfnete, und

nichts sahe, so fühlte er mit den Händen, und da er fand, daß er in einem Kasten war, so wuste er nicht, ob er noch schliefe, oder ob er träumete. Ich erinnere mich ganz wohl, sagte er zu sich selbst, daß ich gestern Abends bey meiner Liebsten war, und anietzo deucht mir, daß ich in einem Cofre bin. Was mag das wohl bedeuten? Solte nicht ein ungefährer Zufall darzwischen gekommen seyn, und solte man mich nicht hier verborgen haben? Dieser Gedanke machte, daß er stille war, und hörete, ob er nicht etwa was vernehmen möchte. Der Kasten war enge, und er hatte so lange auf einem Flecken gelegen, daß er sich, da er auf der Seite, auf welcher er gelegen hatte, einigen Schmerz empfand, auf die andere wenden wolte, und da dieses mit solcher Gewalt, daß der Kasten, welcher nicht gerade stund, umfiel, und so viel Lärm machte, daß die Weiber aufwachten und sich entsetzlich fürchteten, ohne daß sie sich unterstunden ein Wort zu sagen. Roger, der den Kasten im Fallen aufgestossen hatte, und glaubte, daß es im Fall der Noth besser wäre, frey, als eingeschlossen zu seyn, gieng aus dem Kasten und taumelte von einer Seite zur andern, die Treppe oder die Thür zu suchen, damit er entspringen könnte. Die Weiber, welche nicht schliefen, fragten mit zitternder Stimme, wer da! Da Roger diese Stimme nicht kannte, so antwortete er nicht. Die Weiber, welche durch dieses Stillschweigen noch mehr waren erschreckt worden, ruften ihre Männer, die aber so feste schlieffen, daß sie nichts davon hörten. Da sie sahen, daß ihnen niemand zu Hülfe kam, so sprungen sie aus ihrem Bette ans Fen-

ster und fiengen an Diebe zu schreyen. Die Nachbarn liefen von allen Seiten hinzu, und giengen in das Haus der Wucherer. Durch dieses Lärmen wachten die Männer auf und ergriffen den Roger, der sich sehr wunderte, daß er hier war. Er wurde sogleich den Stadtknechten übergeben, welche ihn vor den Magistrat führten. Seines guten Rufs zufolge wurde er sogleich auf die Tortur gebracht, und bekannte, daß er in das Haus der Wucherer, um daselbst zu stehlen, gegangen wäre; welches genug war, ihn hängen zu lassen. Man wuste gleich des Morgens in ganz Salerno, daß Roger wäre gefangen worden, da er die Wucherer hätte bestehlen wollen. Die Schöne, und ihre Vertraute, waren so verwundert darüber, daß sie sich gleichsam überreden wollten, daß das, was die vorige Nacht vorgegangen, nichts als ein Traum wäre. Weil nun die Schöne die Gefahr, worinnen ihr Geliebter war, betrachtete, so quälte sie sich dermassen darüber, daß man befürchten muste, sie möchte unsinnig werden.

Da der Wundarzt wieder nach Hause kam und seine Phiole nicht fand, so machte er einen grossen Lärmen. Seine Frau, welche den Kopf von ganz andern Sachen voll hatte, sagte mit einer verdrüßlichen Mine zu ihm, daß eine Phiole mit Wasser, welche aus Unachtsamkeit wäre weggeworfen worden, der Mühe nicht werth wäre, daß man einen so grossen Lärmen darüber machte, gleich als wenn kein ander Wasser mehr auf der Welt wäre. Ihr Mann sagte zu ihr, daß sie sich sehr irrete, wenn sie sich einbildete, daß dieses nur gemein Wasser gewesen wäre; daß

es Wasser wäre, welches Schlaf verursachte, und daß er es vor den und den gemacht hätte. Das wuste ich nicht, erwiederte die Frau: Aber das Unglück ist auf allen Fall nicht groß, und das kürzeste ist, eine andere zu machen. Dieses half ihr sogleich aus dem Taume, und sie zweifelten nicht mehr, daß ihr Liebhaber dieses Wasser getrunken habe. Unterdessen kam die Vertraute, welche auf Befehl der Schönen, von dem Roger was zu erfahren, ausgegangen war, wieder zurück, und erzählete, daß man sehr übel von ihm spräche, daß ihn alle seine Freunde verlassen hätten, und daß man ihn schon für so gut als gehangen hielt; überdieses sagte sie, daß sie den Tischer mit einem gewissen Menschen, den sie nicht kennete, wegen des Kastens in einem grossen Streit gefunden hätte; Dieser wollte ihn gekauft haben, und beschuldigte den andern, daß er ihn den Wucherern wieder verkauft hätte, welche es ihm diesen Morgen, da Roger wäre gefangen worden, gesagt hätten: Der Tischer hätte geleugnet, daß er ihn wieder verkauft habe, und hätte hingegen behauptet, daß er ihm wäre gestohlen worden, worauf sie zu den Wucherern gegangen wären, die Sache genauer zu erfahren. Hieraus könnet ihr sehen, setzte sie hinzu, auf was Art Roger zu diesen Leuten ist getragen worden: Wie er aber wieder aufgewachet ist, das begreif ich nicht. Als die Schöne hierauf ihrer Vertrauten erzählet hatte, was ihr Mann von der Kraft des Wassers gesagt hatte, so bat sie selbige, daß sie ihr Möglichstes thun sollte ihren Geliebten zu retten, und seine Ehre in Sicherheit zu stellen. Die Vertraute antwortete, daß sie es an

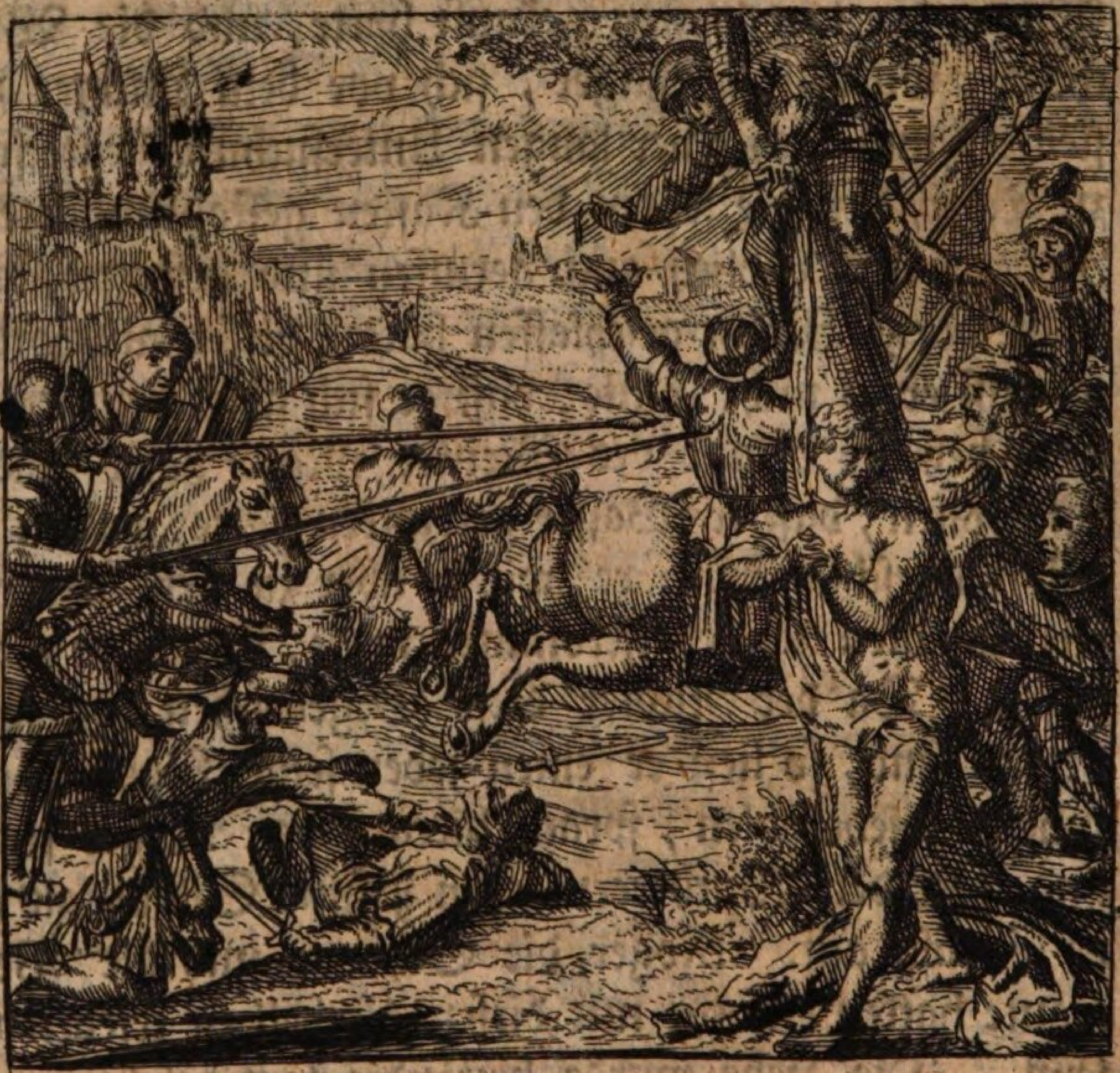
nichts wollte ermangeln lassen, wenn sie ihr ein Mittel an die Hand geben wollte, wie sie es anfangen sollte. Die Schöne erfand sogleich eines, und sagte es ihrer Vertrauten, womit sie so ziemlich zufrieden war. Sie fing damit an, daß sie gerade zum Mazet ging, und ihn ihres begangnen Fehlers halber um Verzeihung bat. Ihr Herr, der nicht wuste, was sie damit sagen wollte, fragte sie, worauf es denn eigentlich ankäme? Ihr kennet den Roger, mein Herr, sagte sie weinend zu ihm! Er liebte mich, und hat mich halb mit Willen, halb gezwungen genöthiget ihn wieder zu lieben. Es ist ohngefähr ein Jahr, daß er mich verfolgt. Gestern Abend hat er erfahren, daß ihr nicht zu Hause schlafen würdet, und brachte es durch Caressen und Versprechungen so weit, daß ich mich entschloß, ihn bey mir schlaffen zu lassen. Er war kaum in meine Kammer, als er einen entsetzlichen Durst empfand, und da ich nicht wuste, womit ich ihm solchen vertreiben sollte, auch überdieses befürchtete, daß Madame etwas merken möchte, wenn ich Wasser oder Wein holte, so erinnerte ich mich, daß ich in euerm Zimmer auf dem Fenster eine Phiole mit Wasser hätte stehen sehen, ich holte sie also, und er trank sie aus. Ihr seyd eures Wassers wegen bekümmert gewesen, es thut mir sehr leyd, und ich bitte euch mir diesen Fehler zu verzeihen. Sparet mir das Mißvergnügen, mein Herr, euch das übrige zu sagen, und begnüget euch zu wissen, daß dieses verzweifelte Wasser vielleicht Ursache seyn wird, daß Roger sein Leben verlieret. Erlaubet mir also, ich beschwöre euch darum, ihm zu Hülffe zu eilen. Siehest du

wohl, daß du auf der empfindlichen Seite gestraft bist, erwiederte Mazet; du glaubtest einen Liebsten zu haben, von dem du dir Wunder versprachst, und siehe, du hast einen blossen Schläffer gehabt. Ich verzeihe es dir, gehe ihm heraus zu helffen, und suche ein andermahl an andern Orten Zusammenkünffte, als in meinem Hause. Ein so guter Anfang machte ihr Hoffnung, sie ging augenblicklich zum Roger, und brachte es bey dem Kerkermeister so weit, daß sie die Freyheit erhielt mit ihm allein reden zu dürffen. Nachdem sie ihn von dem, was er sagen sollte, um sich aus diesem Handel zu wickeln, unterrichtet hatte, so ging sie zu dem Richter und redete allein mit ihm. Der Richter, welcher sie nach seinem Geschmack befand, versuchte sein Heyl bey ihr: Damit sie nun ihr Vorhaben desto besser ausführen möchte, so that sie nicht mehr Widerstand, als nöthig war ihn noch hitziger zu machen. Da die Caressen vorbey waren so sagte sie zum Richter, daß Roger, welcher als ein Dieb wäre gefangen worden, nichts weniger als dieses wäre. Nachdem ihm alles das, was sie ihrem Herrn in Ansehung ihrer Liebe gegen den Roger gesagt, wiederholet hatte, so setzte sie hinzu, daß, da er durch das Wasser in einen tieffen Schlaf gefallen wäre, daß sie geglaubet hätte, er wäre todt, sie ihn in den Kasten getragen hätte. Sie erzehlete ihm die Unterredung des Menschen, welcher den Kasten wollte gekauft gehabt haben, mit dem Tischer, und machte ihm begreiflich, wie Roger zu den Wucherern hätte getragen worden seyn können.

Da der Richter sahe, daß es leichte wäre, die Wahrheit dieser Sache zu erfahren, so ließ er den

Wundarzt kommen, welcher behauptete, daß das Wasser diese Kraft gehabt hätte. Der Tischer, der Mann, der den Kasten gekauft hatte, und die Wucherer, wurden befehliget, sich vor dem Richter zu stellen, und nach einer langen Untersuchung legte sich zu Tage, daß die letzten den Kasten gestohlen hätten. Roger wurde endlich auch geruffen und befraget, wo er die vorige Nacht geschlaffen hätte; dieser antwortete; daß er es nicht wüste; daß er sich aber erinnerte, da er bey der Magd des Meister Mazel hätte schlaffen wollen, daß er Wasser getrunken hätte, wovon er feste eingeschlaffen wäre, wie er aber zu den Wucherern in einen Kasten gekommen wäre, könnte er nicht sagen. Da der Richter diese Begebenheit sehr sonderbar fand, so ließ er einen jeden seine Rolle nochmahls wiederholen, sprach hierauf den Roger frey, und legte den Wucherern zehen Pfund Silber, als eine Straffe auf. Roger, die Schöne, und die Vertraute hatten Ursache mit diesem Urtheil zu frieden zu seyn. Die Liebe wurde beständig fort gesetzt, und man belustigte sich oft über die Stiche mit dem Messer, welche die Vertraute, dem Roger zu geben, sich hatte einfallen lassen.

Peter



Peter von Boccamasse flüchtete mit seiner Liebste, und da ihm unterweges Räuber begegneten, so salvirte sich die Schöne in einen Wald, und begab sich hierauf in ein Schloß. Der Cavallier, der durch die Räuber ergriffen worden war, salvirte sich nachgehends auch, und kam glücklich in das Schloß, wo seine Liebste war. Sie heyratheten einander daselbst, und kamen alsdenn nach Rom zurück.

Ein junger Römer von einer berühmten Familie, Namens Peter Boccamasse, verliebte sich in eine artige junge Schönheit, welche Angeline hieß, die Tochter eines, der Gigliroße hieß, ein Mann, von niedri-

niedriger Geburt, der aber bey den Römern in grossen Ansehen stund. Da der Cavalier schön von Ansehen und scharfsinnig war, so machte er, daß ihn die Schöne eben so sehr, als er sie, liebte. Da er sahe, daß die Sachen in einer guten Verfassung stunden, so verlangte er sie zur Frau. Aber nicht allein seine Freunde scholten ihn, daß ihm ein solcher Gedanke eingefallen war; sondern liessen auch so gar dem Vater des Mägdgens sagen, daß sie ihn vor ihren Feind halten würden, wenn er in diesen Vertrag willigte. Da der Cavallier sahe, daß ihm alles zuwider war, so war er äuserst betrübt darüber. Es war nichts schlimmes zu erdenken, was er nicht von seinen Freunden sagte, und wenn der Vater der Angeline gewollt hätte, so würde er sie dennoch, ihnen zum Verdruß, geheyrathet haben. Weil nun Boccamasse überall neue Verhinderungen fand, und sich auf nichts, als auf das Herz der Schönen, Rechnung machen konnte, so entschloß er sich, einen Knoten, den er nicht auflösen konnte, zu zerschneiden. Er redete es mit seiner Liebste ab, und da sie eines Morgens sich zu Pferde gesetzt hatten, so nahmen sie den Weg nach Alaigno, wo der Cavallier Freunde hatte. Da Boccamasse, der die Wege nicht allzuwohl wuste, vier Meilen von Rom ein wenig zu weit linker Hand gekommen war, so passirte er bey einem kleinen Schlosse vorbey, woraus zwölf Reuter gerade auf sie zukamen. Angeline nahm sie am ersten wahr, und sagte zu ihrem Geliebten: wir müssen flüchten, sehet, da sind Leute, welche uns anfallen wollen, und als sie dieses sagte, machte sie sich ins Gebüsche. Ihr Geliebter, welcher erschrocken war,

und

und noch nichts sahe, wurde gefangen, ehe er noch an die Flucht dachte. Sie fragten ihn, wer er wäre, und da sie aus seiner Antwort sahen, daß er ein Freund ihrer Feinde war, so nahmen sie ihm das Pferd, und da sie ihn ausgezogen hatten, so wollten sie ihn an einen Baum hängen, als fünf und zwanzig Reuter, welche in einem Hinterhalte gewesen waren, auf sie los renneten und schrien, drauf, drauf. Die Räuber liessen den Boccamasse los, sich zu vertheidigen; da sie aber sahen, daß ihnen jene an Anzahl überlegen waren, so nahmen sie die Flucht, und wurden von den andern heftig verfolgt. Boccamasse machte sich diesen so günstigen Augenblick zu Nutze, nahm seine Kleider und sein Pferd wieder, und machte sich in den Wald, worein seine Liebste geflohen war. Er ging bald auf diese bald auf jene Seite, konnte aber von Angelinen nichts erfahren. Er schrie, er rufte, dennoch erhielt er keine Antwort, hierauf verkehrete sich die Freude, welche er gehabt hatte, aus einer so grossen Gefahr entflohen zu seyn, in eine tiefe Traurigkeit, welche machte, daß er unzehlige Thränen vergoß. Weil er sich nicht unterstund umzukehren, so ging er immer weiter vorwärts, ohne von dem Orte, wohin ihn sein Schicksaal führen würde, etwas zu wissen. Die wilden Thiere, wovon der Wald, wie ihm bekannt war, wimmelte, stelleten sich seiner Einbildung augenblicklich vor. Seiner Person wegen stund er in Furcht, noch vielmehr aber seiner Liebste wegen, weil er dachte, daß er sie alle Augenblicke würde zerrissen finden. Nachdem er nun den ganzen Tag so herum gelauffen, und von Beschwerlichkeit, Hun-

ger und Traurigkeit ermüdet war, so band er sein Pferd an einen grossen Baum, auf welchen er nachgehends stieg, vor den wilden Thieren sicher zu seyn, und weil er fürchtete, er möchte herunter fallen, so brachte er die ganze Nacht ohne zu schlafen zu, und beweinete sein Unglück. Da Angeline, der es nicht besser als ihrem Liebhaber gieng, so tief in das Holz hinein gekommen war, daß sie nicht wieder heraus kommen konnte, so lief sie den ganzen Tag hin und her, bekümmerte sich und beklagte sich über die Grausamkeit ihres Schicksaals: Da sie aber endlich ihr Pferd lauffen ließ, wohin es wollte, so kam sie auf einen Fußsteig, welchem sie folgte, und welcher sie mit Anbruch der Nacht in eine kleine Hütte brachte; sie fand daselbst einen alten Mann mit seiner Frau, welcher sich wunderte, sie zu einer so ungewöhnlichen Stunde hier zu sehen, und sie, um die Ursache ihrer Reise fragte. Da ihr diese Frage viel Thränen ausgepreßt hatte, so antwortete sie endlich, daß sie ihre Gesellschaft in dem Walde verlohren hätte, und fragte, ob sie noch weit von Alaigno wäre. Der alte erwiederte, daß dieses der rechte Weg nicht wäre, und daß sie wohl noch mehr als sechs Meilen bis dahin hätte. Sie fragte, ob nicht in der Nachbarschafft ein Haus wäre, wo sie bleiben könnte; da sie aber vernahm, daß keines da wäre, wo sie vor Mitternacht hinkommen könnte, so bat sie ihn, daß er erlauben möchte, diese Nacht in seiner Hütte zuzubringen. Herzlich gerne, antwortete der gute Mann, ich muß euch aber sagen, daß wir sehr oft sowohl bey Tage als bey Nacht von Banditten, welche in diesem Holze herumschwärmen angefal-

gefallen werden. Wenn sich dieses bey der Gelegenheit zutragen sollte, so würde man euch, da ihr jung und schön seyd, Leyd zufügen, und wir würden das Misvergnügen haben, euch nicht helfen zu können; ich will euch dieses zum Voraus sagen, damit ihr nicht Ursache habet, wenn es sich ja zutragen sollte, euch über uns zu beklagen. Dieses Gespräch machte die Schöne furchtsam; da es aber schon spät war, so wollte sie sich dennoch auf allen Fall lieber den Menschen aussetzen, als von den wilden Thieren gefressen werden. Sie gieng also zu diesen guten Leuten hinein, aß, legte sich in ihren Kleidern nieder, und brachte den grösten Theil der Nacht damit zu, daß sie ihr, und ihres Liebsten Unglück beweinete. Gegen Morgen hörete sie sehr viel Leute gehen, sie stund daher augenblicklich auf, lief in einen kleinen Hof, der hinter der Hütte war, und verbarg sich in einen Heuhaufen, den sie daselbst fand. Sie hatte sich kaum verborgen, als diese Leute an der Thüre waren, und solche mit Ungestüm aufmachen hiessen. Das Pferd der Schönen, welches sie da gesattelt stehen sahen, machte, daß sie fragten, ob jemand hier wäre, dem das Pferd gehörete? Man antwortete, daß niemand hier wäre, und daß man das Pferd, welches sich ohnfehlbar müste verirret haben, hier angebunden hätte. Der Oberste dieser Leute sagte hierauf, daß dieses Pferd, weil es keinen Herrn hätte, gut vor sie wäre. Da sie endlich alle hierein waren, so lief einer dahin, der andre dorthin: Und einer von ihnen, der nicht wuste was er machen sollte, stach mit seinem Spieß in das Heu, und kam damit so nahe an die linke Brust

der

der Schönen, daß sie verwundet zu seyn glaubte, und beynahe geschrien hätte. Da diese Leute endlich fort waren, und die Schöne noch nicht zum Vorschein kam, weil sie sich nicht einbilden konnte, daß die Banditten fort wären, so fragte der gute Mann seine Frau, wo sie hingekommen wäre. Da Angeline dieses gehöret hatte, und aus ihrem Heu heraus gekrochen war, so sagte der Mann zu ihr, daß er sie, wenn es Tag würde geworden seyn, in ein Schloß, welches nur dritthalbe Meile von hier wäre, bringen wollte, wo sie völlig sicher seyn könnte: Daß sie sich aber entschliessen müste diesen Weg zu Fusse zu gehen, weil die Leute ihr Pferd vorige Nacht mitgenommen hätten. Die Schöne war froh darüber, und da sie sogleich fortgingen, so kamen sie gegen sieben oder acht Uhr des Morgens auf dem Schlosse an. Dieses Schloß gehörete einem Edelmanne von dem Hause Ursini. Seine Frau, welche eine gute und heilige Person war, war dazumahl auch da. Sie kennete Angelinen so gleich, da sie sie sahe, und empfing sie auf die beste Art von der Welt. Nachdem sie ihre Begebenheit erfahren hatte, so empfand sie um so viel mehr Mißvergnügen darüber, weil Boccamasse eine von ihres Mannes Freunden war: Da sie von dem Ort, wo er war gefangen worden, reden hörte, so zweifelte sie nicht mehr, daß er umgebracht worden wäre, und sagte zu Angelinen, daß sie bey ihr bleiben sollte, bis sich eine Gelegenheit fände, sie sicher nach Rom zurück zu bringen.

Es ist Zeit, wieder zum Boccamasse auf den Baum zurück zu gehen, wo wir ihn, sein Elend beweinend, gelassen haben. Er dachte, daß er, wenn

es Tag geworden, vermittelst seines Pferdes, aus dem Holze würde kommen können, wenn es den Zähnen der wilden Thiere entgienge: Seine Freude aber währete nicht lange, denn er sahe es gar bald mit etliche zwanzig Wölffen umringet. Bey Annäherung dieser Thiere wurde das Pferd schüchtern, und zerriß den Zaum. Es wehrete sich einige Zeit mit den Füssen und Zähnen, endlich aber muste es unterliegen, und er sahe es bis auf die Knochen zerreissen. Gegen Anbruch des Tages frohr ihn entsetzlich, und da er ein grosses Feuer sahe, welches ohngefehr anderthalbe Mile weit zu seyn schiene, so wartete er bis es vollends Tag war, und stieg von seinem Baume, ging nach der Gegend zu, und kam endlich, nach vielen Schrecken da an. Dieses waren Schäfer, welche sich lustig machten, und ihn aus Mitleiden aufnahmen. Er wärmete sich und aß, hierauf erzehlete er ihnen sein Unglück, und fragte sie, ob nicht in der Nachtbarschafft ein Ort wäre, wo er hinfliehen könnte. Er erfuhr, daß das Schloß, wovon eben geredet worden, anderthalbe Meile von da wäre. Er bat sie, daß sie ihn durch einen von ihren Leuten möchten dahin führen lassen; welches sie herzlich gerne thaten. Als die Frau des Schlosses ihn aus dem Fenster sahe, so ließ sie ihn ruffen. Welche Freude empfand er nicht, als er seine Liebste sahe, da er zu der Frau kam. Das Vergnügen der Angeline war bey Erblickung ihres Geliebten eben so groß. Die Dame, welche seine Begebenheit schon wuste, bestrafte ihn auf eine angenehme Art, daß er sich wider den Willen seiner Freunde verheyrathen wollte: Da sie aber seinen fe-

sten

sten Entschluß sahe, auch überdieses die Reitzungen der Schönen, und die Liebe, welche sie zu dem Cavalier hatte, betrachtete, so sagte sie zu sich selbst, worüber mache ich mir doch Sorgen? Diese Leute kennen und lieben einander: sie haben an meines Mannes Vortheilen gleichen Antheil: ihr Verlangen ist gerecht, überdieses scheinet es, daß die Vorsehung diese Heyrath billige, weil sie eines vom Galgen, das andere vom Spieß, und alle beyde von den wilden Thieren errettet hat. Warum will ich mich also der göttlichen Vorsehung widersetzen! Diese kurze Ueberlegung machte, daß sie ihre Meynung auf einmahl änderte, und zu ihm sagte: Weil ihr entschlossen seyd einander zu heyrathen, so verlange ich euch so wenig daran zu verhindern, daß ich vielmehr will, daß die Hochzeit bey mir, auf meines Mannes Unkosten, gehalten werde, und ich nehme über mich, euch nachgehends mit euren Freunden wieder auszusöhnen. Die Verliebten waren über eine so angenehme Veränderung erfreuet. Die Hochzeit war so prächtig, als man es an einem so einsamen Orte verlangen konnte. Einige Tage hernach führte sie die Dame nach Rom, wo sie die Freunde des Boccamasse entsetzlich erzürnet antraf; sie brachte es aber so weit, daß überall der Friede wieder hergestellet wurde. Ein jeder war vergnügt, und die neuen Eheleute lebten freudig und ruhig mit einander.

Als Gui von Cremona starb, so hinterließ er eine Tochter, welche von Johann von Severin und von Minguin von Mingole geliebt wurde. Da sich nun die zwey Nebenbuhler mit einander geschlagen hatten, so offenbahrte sich, daß die Schöne des Johannis Schwester war, worauf sie an den Minguin verheyrathet wurde.

Gui von Cremona, und Jaqvemin von Pavia, beyde Lombarden von Geburt, begaben sich, da sie schon ziemlich alt, und durch die Beschwerlichkeiten des Krieges abgemattet waren, da sie von Jugend auf Kriegsdienste gethan hatten, nach Fano, um daselbst

ihre Tage in Ruhe zu beschliessen. Diese beyden Leute waren mit einander schon in ihren Diensten bekandt, und hatten jederzeit grosse Bekanntschaft mit einander gehalten. Da Gui von Cremona starb, und weder Verwandten noch Freunde hatte, denen er mehr als Jaqvemin trauen konnte, so übergab er ihm sein ganzes Vermögen aufzuheben, und eine kleine Tochter, die ohngefehr zehen Jahr alt war, von deren Begebenheiten er ihn weitläuftig unterrichtete. Unterdessen stilleten sich die Unruhen zu Vagania, und ein jeder hatte die Freyheit dahin zurück zu kommen. Jaqvemin, welcher vor diesem da gewohnet, und diesen Aufenthalt angenehm befunden hatte, war einer von denjenigen, die dahin zurück kehreten. Er ließ alle sein Vermögen dahin bringen und nahm das kleine Mädchen des Gui mit, welche er eben so zärtlich liebte, als wenn es seine Tochter gewesen wäre. Da mit zunehmenden Jahren ihre Schönheit auch zunahm, so wurde sie in kurzer Zeit, sowohl in Ansehung des Leibes, als auch des Verstandes, eine der reitzensten Personen von der Stadt. Nun überlasse ich einem jeden selbst zu überlegen, ob sie bey so vielen Reitzungen keine Anbeter hatte. Unter andern gaben sich zwey junge Cavalliers, welche alle beyde wohl gebildet waren, viele Mühe um sie. Einer hieß Johann von Severin, und der andere Minguin von Mingole. Diese zwey jungen Leute, welche zuvor Herzensfreunde waren, wurden unversöhnliche Feinde, sobald sie merkten, daß sie Nebenbuhler wären. Weil die Schöne nur erst 15. Jahr alt war, und ein jeder gewünscht hätte sie zur Frau zu haben, so that ein je-

der sein möglichstes, da man ihnen solche unter einem gewissen Vorwande abgeschlagen hatte, sie zu entführen. Jaquemin hatte eine alte Magd, und einen Knecht, Nahmens Crivel, welcher ein guter Kerl und von Natur lustig war. Johann machte mit diesem Knechte Bekantschafft, vertrauete ihm seine Liebe, bat ihn, daß er ihm dienen möchte, und versprach ihm grosse Belohnung. Crivel antwortete: daß er nicht viel ausrichten würde, denn wenn er auch mit der Schöne ihm zum besten reden wollte, so würde sie ihn nicht anhören, und alles, was er vor ihn thun könnte, bestünde darinnen, daß er machte, daß er sie sprechen könnte, wenn sein Herr nicht zu Hause seyn würde. Johann sagte zu ihm, daß er weiter nichts verlangte. Da Minguin die Magd auf seine Seite gebracht hatte, so hatte er schon vielmahls an die Schöne geschickt, welche sich auch fast vor ihn entschlossen hatte. Als nun die Sachen so stunden, so ließ Crivel, als Jaqvemin einsmahls von einem seiner Freunde war zu Gaste geladen worden, dem Johann sogleich sagen, daß er sich auf ein gewisses Zeichen vor dem Hause einfinden und die Thüre offen finden sollte. Die Magd, welche von dem Handel des Crivels nichts wuste, lies dem Minguin die Abwesenheit ihres Herrns auch zu wissen thun, und zugleich sagen, daß er sich bereit halten und sogleich in das Haus gehen sollte, wenn er ein gewisses Zeichen, welches sie geben wollte, sehen würde. Da es Nacht worden war, so versahe sich ein jeder, aus Furcht überfallen zu werden, mit Gewehr und Freunden, und nahm eine Stellung so gut wie möglich war. Da Jaqvemin ausgegangen war, so

gaben

gaben sich Crivel und die Magd alle mögliche Mühe einander loß zu werden. Crivel wollte haben, daß sich die Magd niederlegen sollte, und die Magd verlangte, daß Crivel den Jaqvemin holen sollte: Da aber ein jedes seine Absicht dabey hatte, so wollte niemand Platz machen. Crivel wurde des zankens endlich müde, gab das Zeichen, und machte die Thüre auf. Johann ging sogleich mit zweyen seiner Freunde hinein, und da sie die Schöne in einem Saale fanden, so wollten sie solche entführen. Weil sie nun nicht im Stande war zu widerstehen, so schrie sie. Die Magd that desgleichen. Minguin lief, von den Seinigen begleitet, auf diesen Lärm hinzu; und da er sahe, daß man seine Liebste entführen wollte, so zog er vom Leder. Während, daß sich beyde Partheyen herum haueten, so lieffen die Nachbarn mit Gewehr und Facteln herzu, und da sie die Gewalt, welche Johann gebrauchet, gehöret hatten, so nahmen sie die Parthey des Minguin, befreyeten die Schöne, und brachten sie wieder in das Haus des Jaqvemins. Ehe alles dieses geschehen konnte, so kam die Wache dazu und machte einige Gefangene, worunter auch Johann und Crivel waren. Da Jaqvemin nach Hause kam und den Vorfall hörete, so ärgerte er sich sehr darüber. Weil er aber sahe, daß die Schöne keine Gelegenheit dazu gegeben hätte, so tröstete ihn dieses noch ein wenig, und beschloß sie zu verheyrathen, damit er dergleichen Vorfälle nicht mehr zu erwarten hätte. Da die Eltern beyder Partheyen die Gewißheit dieser Sache erfahren hatten, und befürchteten, daß die Gefangenen und die andern, die dabey gewesen, übel wegkommen

men möchten, wenn Jaqvemin die Sache suchen wollte, so gingen sie zu ihm, und baten ihn, daß er wegen einer übereilten Thorheit junger Leute, die Hochachtung und Freundschafft, die er vor sie gehabt hätte, nicht aufheben möchte, daß sie ihm alle mögliche Gnugthuung, die er von ihnen verlangen würde, geben wollten. Jaqvemin, der vieles in der Welt erfahren hatte, und ein verständiger Mann war, begegnete ihnen eben so höflich, und versicherte sie, daß er damit zufrieden seyn wollte, was sie ihm selbst vor Genugthuung geben wollten, weil ihm die Sache wenig anginge. Denn, sagte er, meine Herren, man thut einem Mädchen aus der Stadt Gewalt an, denn ich muß euch sagen, daß sie weder von Cremona noch von Pavia ist; sondern von Fayence. Obschon weder derjenige, der sie mir übergeben, noch ich niemahls gewiß haben erfahren können, wer ihr Vater gewesen ist. Sie wunderten sich alle, da sie höreten, daß die Schöne von Fayence wäre. Und nachdem sie dem Jaqvemin vor seine Höflichkeit gedankt hatten, so baten sie ihn, daß er ihnen doch sagen möchte, auf was vor Art sie in seine Hände gefallen wäre? Gui von Cremona, anwortete er, mit welchem ich lange Zeit in Diensten gewesen bin, war einer von meinen vertrautesten Freunden: Da nun die Stadt geplündert wurde, so war er unter den Trouppen des Kaysers Friedrichs, und da er, wie die andern, plünderte, so kam er in ein Haus, welches voller Reichthümer, aber dabey ganz und gar leer von Leuten war. Im herausgehen sahe er unter einer Treppe dieses Mädchen, welches dazumahl ohngefähr 2. Jahr alt war. Sobald

bald ihn dieses Kind sahe, so rufte es ihn, Vater. Dadurch wurde er so sehr zum Mitleiden beweget, daß er es mit nach Fano nahm, woselbst er einige Jahre hernach starb, und mir dieses Mädgen und alle sein Vermögen aufzuheben hinterließ, da ich ihm zuvor hatte versprechen müssen, daß ich sie, wenn es Zeit seyn werde, verheyrathen und ihr das Vermögen, welches er mir hinterließ, zustellen wollte. Von ohngefähr befand sich in der Gesellschafft ein gewisser, Namens Willhelm, welcher bey der Eroberung von Fayence bey dem Gui von Cremona gewesen war, und welcher wuste, daß das Haus, welches letzterer geplündert hatte, Bernharden gehörte. Dieses gehet euch an, Bernhard, sagte er zu ihm. Bernhard erwiederte, ich bin eben so wohl als ihr darüber erstaunet; denn ich erinnere mich, daß ich damahls ein Mädchen, von dem Alter, wie Jaqvemin sagt, verlohren habe. Es ist gewißlich euere, erwiederte Willhelm, ich habe den Gui von Cremona vormahls davon erzählen hören, und auf die Art, wie er das Haus, welches er geplündert hatte, beschrieb, kann ich nicht zweifeln, daß es das eurige nicht gewesen seyn solte, und wenn dieses ist, so bin ich versichert, daß diese euere Tochter ist, welche er damahls mit nahm. Wisset ihr kein Merkmahl, woran ihr sie erkennen könnet? Hierbey erinnerte sich Bernhard, daß seine Tochter ein kleines Creutz haben müßte, welches von einer Beule herkäme, welche er ihr einige Zeit vor der Einnahme von Fayence hätte aufschneiden lassen. Er bat den Jaqvemin, ihn dieses Mädchen sehen zu lassen; welches ihm sogleich be-

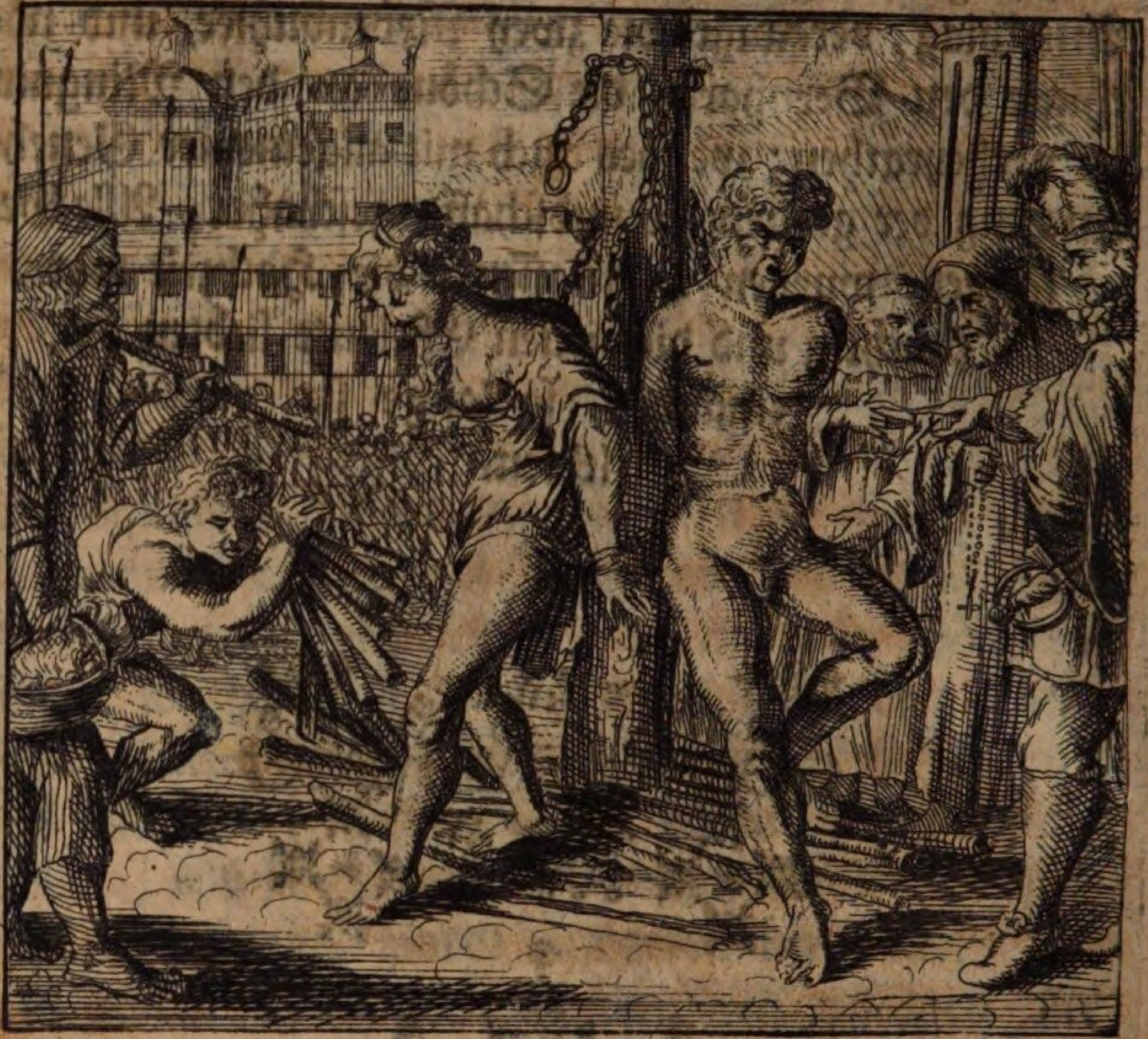
 williget

williget wurde. So bald sie Bernhard sahe, so glaubte er das Gesicht seiner Frau zu sehen, so sehr war ihr das Mädchen ähnlich: weil er aber etwas verlangte, das ihn mehr überzeugte, so bat er den Jaqvemin, daß er ihm erlauben möchte, an das linke Ohr der Schönen zu sehen. Als es ihm Jaqvemin erlaubet hatte, so ließ die Schöne ihr Ohr sehen, worauf sich das Creutz befand. Da er an diesem Merkmal erkannte, daß sie würklich seine Tochter war, so weinte er vor Liebe, und umarmte sie, des kleinen Widerstandes ohngeachtet, welchen sie that. Hierauf wendete er sich zum Jaqvemin, und sagte, dieses ist wahrhaftig meine Tochter; es ist mein Haus gewesen, welches Gui von Cremona geplündert hatte. Ihre Mutter war so bestürzt und erschrocken, daß sie das Mädchen vergaß, und wir haben bis anietzo geglaubet, daß sie in dem Hause, welches nach der Plünderung verbrannt wurde, umgekommen wäre. Da die Schöne diesen ehrwürdigen Alten auf diese Art mit einer kläglichen und beweglichen Stimme reden hörete, so zweifelte sie nicht, daß das, was er sagte, wahr wäre; und da sie ihn nunmehro auch umarmete, so vergoß sie viele Thränen dabey. Bernhard schickte nach seiner Frau, nach seinen Kindern und Freunden, um ihnen seine wiedergefundene Tochter zu zeigen, und nahm sie nach tausend Caressen und Freudensbezeugungen, mit Einwilligung des Jaqvemins, mit sich in sein Haus. Da der Stadthauptmann, der ein Mann war, der zu leben wuste, die Sache erfahren hatte, und daß Johann, welchen er gefangen hatte, ein

Sohn

Sohn des Bernhards und Bruder der Schönen wäre, so gab er dieser Begebenheit einen angenehmen Ausschlag, vereinigte die zwey Nebenbuhler, und nöthigte den Bernhard, die Schöne an den Minguin zu verheyrathen; welches auch mit allgemeiner Genehmigung der ganzen Freundschafft, geschahe. Alle Gefangene wurden losgelassen; die Hochzeit war prächtig und die neuen Eheleute liebten einander, so lange sie lebten.

Johann



Johann von Procido, welcher mit einem Mädchen, die er liebte, angetroffen wurde, wurde an einen Pfahl gebunden, um verbrannt zu werden. Da er aber von dem Admiral von Sicilien erkannt wurde, so erhielt er Gnade und heyrathete seine Liebste.

Mariä von Borgare, ein berühmter Edelmann von Isqvien, welches eine kleine Insel nahe bey Neapel ist, hatte eine schöne Tochter, Nahmens Restitua, worein ein Cavallier, der Johann hieß, und von Procido, einer andern benachbarten Insel war, sich heftig

heftig verliebte. Da die Schöne mit seinen Gesinnungen vollkommen zufrieden war, so ging der Cavallier oft bey Tage und bey Nacht nach Isqvien, ja bisweilen schwum er dahin, wenn er kein Schiff finden konnte, um zum wenigsten das Haus seiner Liebste zu sehen, wenn er sie nicht selber sehen konnte. Während dieser Liebe, fiel es der Schönen eines Abends ein, an der Küste spatzieren zu gehen, und weil sie allein war, so ging sie von einem Felsen zum andern, und hatte ein Messer in der Hand, Austern damit loszumachen. Es war zwischen dem Felsen ein frischer Springbrunnen, wohin gewisse junge Sicilianer, die ohnlängst von Neapel angekommen, sich zu erfrischen gekommen waren. Da die Sicilianer die Schöne sahen, die sie aber noch nicht sahe, und sie nach ihrem Geschmack befanden, so beschlossen sie, sie zu entführen. Sie mochte um Hülfe schreyen, wie sie wollte, so wurde sie entführet, und augenblicklich zu Schiffe gebracht. Da sie nach Calabrien gekommen waren, so wollte ein jeder die Schöne haben, und sie kamen darüber in einen so grossen Streit, daß sie, um sich nicht gänzlich zu entzweyen, beschlossen, daß sie weder der eine noch der andere haben sollte, und daß man sie dem König Friedrich von Sicilien schenken wollte, welches ein junger Prinz war, der die Schönheit sehr liebte: Dieses bewerkstelligten sie auch, sobald sie nach Palermo kamen. Der König fand, daß sie sehr schön war, und nahm das Geschenk mit Freuden an. Weil dieser Prinz damals unpaß war, so ließ er die Schöne in ein Gartenhaus, welches Cuba hieß, bringen, und befahl, daß man sie

daselbst

daselbst wohl halten sollte, biß er wieder besser seyn würde. Die Entführung der Restitua verursachte zu Jsqvio einen grossen Lärmen; man wuste aber nicht, wer es gethan hatte. Da Johann von Procido Wind davon bekommen hatte, ehe die Nachricht von dieser Entführung von Jsqvio gekommen war, es sey nun, daß er entweder in seinen nächtlichen Spazierfahrten etwas gemerkt hatte, oder daß ihn seine Liebe scharfsinniger als die andern machte, so ließ er auf das geschwindeste eine Fregatte ausrüsten, kreuzte damit auf allen Meeren und suchte seine Liebste überall. Zu Scala erfuhr er, daß sie nach Palermo wäre gebracht worden, und segelte augenblicklich dahin. Zu Palermo sagte man ihm, daß sie dem König wäre geschenkt worden, und anjetzo in Cuba wäre. Ueber diese Nachricht wurde er äusserst betrübt, und zweifelte, daß er sie jemals wieder erlangen würde, weil er aber entschlossen war, den Ausgang seines Schicksaals zu erwarten, so schickte er seine Fregatte wieder zurück, und er selbst blieb zu Palermo. Da ihn niemand daselbst kennete, so spazierte er überall, bald da bald dort herum, und als er eines Tages vor Cuba vorbey ging, so sahe er sie am Fenster, und wurde auch von ihr gesehen, worüber ein iedes höchst vergnügt war. Da der Cavallier sahe, daß dieses ein einsamer Ort war, so ging er so nahe zu der Schönen als es ihm möglich war, doch war er nahe genug, sie zu verstehen, und von ihr verstanden zu werden. Die Schöne sagte ihm, ohne mit unnützen Gesprächen die Zeit zu verlieren, wie er es anfangen sollte, daß er sie sprechen könnte, und befahl ihm sich wegzubege-

ben,

ben. Er besahe die Lage des Ortes, und da ein gut Theil der Nacht vorbey war, so kam er zurück, stieg auf die Gartenmauer, und da er hinein war, so fand er ein Stuck von einem alten Kahne, welches er an das Fenster lehnete, und worauf er ganz leichte hinein stieg. Die Schöne, welche beschlossen hatte, ihm nichts abzuschlagen, hatte ihr Fenster aufgelassen, wodurch er ohne Mühe hinein kam, und sich zu ihr ins Bette legte. Da die Schöne noch nicht schlief, so gab sie ihm ihre Gesinnungen zu verstehen, und bat ihn die Sachen so anzustellen, daß er sie von diesem Orte wegschaffen könnte. Er antwortete, daß er nichts so sehr wünschete, und daß er sich bemühen wollte alles so anzustellen, daß er sie das erstemal, da er wiederkommen würde, entführen könnte. Ist es nöthig, von den entzückenden Vergnügungen zu reden, welche die Verliebten schmeckten? Wem ist nicht bekannt, daß Vergnügungen von der Art, eben so viel Entzückungen sind, und daß diejenigen, welche man auf eine verstohlene Art genießt, etwas viel reitzenderes in sich haben? Wir wollen uns aber damit begnügen, wenn wir sagen, daß diese Vergnügungen so süsse waren, daß die Geliebten, indem sie einander umarmt hatten, ohnvermerkt einschliefen, ohne an die Gefahr zu denken, worinnen sie waren. Da der König, welcher in die Restitua auf den ersten Anblick verliebt worden war, ziemlich wieder hergestellet war, so ging er mit anbrechendem Tage, mit wenig Leuten, nach Cuba, zu der Schöne. Sobald er da angekommen war, so ließ er die Thüre ihres Zimmers sachte öfnen, und erstaunte, sie in den Armen

men einer Mannsperson schlafen zu sehen. Der Zorn überlief ihn, und er war willens, ohne ein einziges Wort sagen zu können, sie beyde zu durchstechen: Da er aber überlegte, daß es nicht nur einem Könige, sondern auch einem jeden andern ehrlichen Manne unanständig wäre, zwey nackende und schlafende Personen zu tödten, so mäßigte er seinen Zorn, und beschloß sie beyde lebendig verbrennen zu lassen. Er rufte einen seiner Edelleute, welche an der Thüre gewartet hatten; und fragte ihn, was er von dieser Vertel, worein er sich verliebet hätte, dächte, und ob er den Verwegenen, der ihm eine so grosse Schmach anthäte, kennete. Da sich der Edelmann in Ansehung der Schönen nicht erkläretc, so antwortete er dem Könige kurz, daß er sich nicht erinnern könnte, diesen Menschen jemals gesehen zu haben. Da der König weggegangen war, so ließ er die armen Verliebten greiffen, und sie so nackend zusammen gebunden, nach Palermo führen, mit Befehl, sie an einen Pfahl, die Rücken gegen einander anzuschliessen, wo sie bis um neun Uhr, den Augen der Leute ausgesetzt seyn, und nachgehends lebendig verbrannt werden solten. Man kan sich leichte sowohl den Schmerz und die Bestürzungen, worinne sie waren, als die Schrecken, welche sie empfanden, vorstellen, da sie die Zubereitung ihrer Todesstrafe machen sahen. Ganz Palermo lief hinzu, diesen traurigen Anblick zu sehen. Ein jeder redete seiner Meinung nach davon. Die Männer betrachteten die Restitua mit Vergnügen, und da sie sahen, daß sie überall schön war, so glaubten sie, daß sie eines glücklichern Schicksaals würdig wäre.

re. Die Weiber führten fast gleiche Gespräche von dem Cavalier; Diese unglücklichen Liebhaber aber sahen vor Schaam auf die Erde, und indem sie ihr Unglück beweineten, so erwarteten sie alle Augenblicke die erschreckliche Todesstrafe, wozu sie verdammt waren. Da unterdessen Daria, der Admiral von Sicilien, ein sehr tapferer Mann, diese Neuigkeit erfahren hatte, so fiel es ihm ein, diese Unglücklichen auch zu sehen. Er sahe anfänglich die Restitua an, welche ihm sehr schön vorkam; und da er hierauf den Cavalier angesehen hatte, so erkannte er ihn sehr leicht. Als er sich ihm genähert hatte, so fragte er ihn, ob er nicht Johann von Procido wäre? Ich bin es bis hieher gewesen, antwortete er, aber ich fürchte, daß ich es nicht lange mehr seyn werde. Der Admiral fragte ihn noch, was die Ursache wäre, daß er ihn hier anträfe? Der Cavalier antwortete, die Liebe, und der Zorn des Königs. Der Admiral ließ sich hierauf die Sache weitläuftiger erzehlen, und da er das, was er wissen wollte, gehöret hatte, so begab er sich weg. Johann von Procido rufte ihn zurück, und bat ihn, bey dem König vor ihn um eine Gnade zu bitten. Was für eine Gnade, antwortete der Admiral? Johann von Procido sagte: daß uns der König die Gesichter gegen einander kehren lasse: Denn da ich nicht lange mehr zu leben habe, so werde ich vergnügter sterben, wenn mir der König diese Gnade erzeiget. Der Admiral erwiederte lächelnd, ich will thun was ihr verlangt, und vielleicht würke ich euch die Freyheit aus, diese Schöne so oft zu sehen, biß ihr sie müde seyn werdet. Indem er dieses sagte,

so befahl er denen, welche die Execution thun sollten, sie bis auf neue Ordre aufzuschieben. Ob er nun schon den König sehr zornig fand, so sagte er ihm dennoch seine Gedanken, und fragte ihn, was ihm die Leute, die er zum Feuer verdammt, gethan hätten. Als es ihm der König erzählt hatte, so antwortete der Admiral, daß das Verbrechen diese Strafe wohl verdiente, und daß man nichts darwider einwenden könnte, wenn sie ein andrer als Se. Majestät auferleget hätte: Gleichwie aber die Verbrechen verdienten bestraft zu werden, so verdienten auch die Wohlthaten belohnt zu werden. Kennen Ew. Majestät wohl diejenigen, setzte er hinzu, welche sie wollten verbrennen lassen? Grosse Prinzen müssen sich nicht, verzeihen Sie mir, Sire, wenn ich mir die Freyheit nehme es Ihnen zu jagen, auf diese Art von der Heftigkeit ihrer Leidenschaften hinreissen lassen. Ew. Majestät wisse also, daß der junge Mensch Landolfe von Procido, ein leiblicher Bruder von Johannen von Procido ist, welchem Sie die Krone zu verdanken haben. Das Mädgen hat den Marin von Borgare zum Vater, welcher zu Isqvio die Ehre und die Macht Ew. Majestät behauptet. Es sind junge Leute, die einander seit langer Zeit lieben, die blos aus Liebe, und nicht Ew. Ma:estät zu beleidigen, gesündiget haben, also solten Sie, an statt sie umbringen zu lassen, ihnen Ehre erzeigen und Geschenke geben. Der König nahm diese Erinnerung sehr wohl auf, und dankete dem Admiral für die höfliche Freyheit, womit er ihm dieses gesagt hätte. Machet es ins künftige, fuhr dieser

ler Prinz fort, eben so: Eines von dem grösten Unglück der Könige ist, daß sie viel Schmeichler, und keine treuen Freunde haben. Da er also überzeugt war, daß ihm der Admiral die Wahrheit sagte, so that es ihm sehr leyd, daß er so geschwinde verfahren hatte. Er ließ die Verliebten vor sich kommen, und nachdem er sie erkannt hatte, so beschloß er, die ihnen angethane Schmach durch Ehrenbezeugungen und Geschenke wieder gut zu machen. Er machte auch den Anfang dadurch, daß er sie nach ihrem Stande kleiden ließ. Hierauf musten sie einander heyrathen, er gab ihnen prächtige Geschenke, und schickte sie wieder nach Hause, woselbst sie mit einer ausserordentlichen Freude empfangen, und von jedermann so sehr geliebet und hochgeachtet wurden, als sie einander selbst liebten und hochachteten.

Friedrich, welcher in eine Frau verliebt war, die ihn nicht wieder liebte, brachte so viel durch, daß er arm wurde. Er begab sich endlich aufs Land, da er von seinem ganzen Vermögen nichts als einen Falken übrig hatte, welchen er der Schönen, als sie ihn einiges Tages besuchte, vorsetzte. Da sie dieses erfuhr, so wurde sie davon gerühret und heyrathete ihn.

Friedrich, war ein junger Mensch von Florenz, an dem die Natur und das Glück nichts gesparet hatte, und welcher sich in eine schöne junge Frau verliebte, welche Madam Johanna hieß, und die zu ihrer Zeit vor die gröste Schönheit gehalten wurde.

Frie-

Friedrich sparete weder Gasterey noch Geschenke, um Gegenliebe zu erhalten: Die Schöne aber, welche eben so ehrlich als reitzend war, verachtete den Cavalier wegen seines unnöthigen Aufwandes. Er machte es so arg, daß ihm von seinem grossen Vermögen nichts als ein kleiner Meyerhof übrig blieb, worinnen er sich einschrenkte und von dem wenigen Einkommen lebte: Von seiner vorigen Pracht, hatte er nichts mehr als einen Falken, der ihm, seiner Güte wegen, sehr lieb war. Da Friedrich beständig noch verliebt und Madame Johanna iederzeit grausam war, so geschahe es, daß ihr Mann krank wurde und starb. Er hatte Zeit sein Testament zu machen, und setzte seinen Sohn zum Universalerben aller seiner Güter, welche sehr groß waren, ein, und welche auf seine Frau fallen sollten, im Fall das Kind stürbe. Da die schöne Jahreszeit herbey kam, so begab sich Madame Johanna auf das Land, den Sommer über in einem Lusthause zuzubringen, welches sie in Friedrichen seiner Nachbarschafft hatte, der täglich seiner Schwermüthigkeit viele Rebhüner durch seinen Falken opferte. Man redete in der ganzen Nachbarschaft von nichts als von Friedrichs Falken, und erzählte Wunder davon. Da nun ein iedes Kind eine besondere Neigung zu etwas hat, so liebte der Madam Johannen ihr Sohn die Vögel sehr, und erzählete oft das, was er von Friedrichen seinem Falken sagen hörete. Unterdessen geschahe es, daß er krank wurde, und die betrübte Mutter ließ ihn nicht aus den Augen. Da die Mütter überhaupt nichts vergessen, ihren Kindern die Liebe zu zeigen, welche

sie vor sie hegen; eine Liebe, welche ihnen oft nachtheilig ist, also unterließ auch diese nicht, ihren Sohn beständig zu fragen, was er haben wollte: ob er nicht das und jenes essen möchte, wobey sie ihn zu vergnügen bald eine Puppe, bald etwas anders gab. Das Kind, welches beständig krank und verdrießlich war, schlug alles ab, was man ihm anbote, und sagte, daß er Friedrichen seinen Falken haben wollte, sie that alles mögliche, ihn auf etwas anders zu bringen; er kam aber immer wieder auf den Falken, schrie, grämte sich und sagte: daß er sterben wollte, wenn man ihm solchen nicht gäbe. Dieses setzte Madam Johannen in eine greuliche Verwirrung, sie wuste, wie sehr sie Friedrich geliebet hatte, wie viel er ihrentwegen verthan, und wie viel er dadurch gewonnen hätte. Sie wuste auch, daß es ein vortreflicher Falke, und die beste Quelle zu seiner Nahrung war. Ueberdieses empfand sie, daß sie ein wenig zu hart mit ihm verfahren hätte, als daß sie verdiene, daß er sich ihr zu Liebe, das einzige Vergnügen, welches ihm noch übrig war, rauben sollte. Endlich aber überwand die Liebe diesen Wohlstand, und da sie um den Falken anhalten wollte, so entschloß sie sich, es selbst zu thun, und gieng gleich den andern Tag frühe von einer einzigen Frau begleitet zu ihm. Da Friedrich, welcher in seinem Garten war, Madam Johannen kommen sahe, so trauete er anfänglich seinen Augen nicht: Da er aber endlich überzeuget wurde, daß sie es würklich wäre, so empfing er sie voller Freuden, und sagte zu ihr, ihr irret euch Madam, und haltet mein Haus für ein anders? Nein, mein Herr,

erwie-

erwiederte die Schöne, ich irre mich nicht, und wir kommen, bey euch zu Mittage zu speisen. Friedrich antwortete, ihr werdet also eine schlechte Mahlzeit haben, sie wird aber dennoch so gut seyn, als mir solche zuzurichten möglich ist. Friedrich hatte seine Armuth jederzeit mit vieler Gedult ertragen, da er aber sahe, daß er so wenig im Stande wäre, eine Person, die ihm lieb war, zu bewirthen, so empfand er anjetzo, seine Armuth auf eine recht lebhafte Art. Er hatte weder Heller noch Pfennig, noch Sachen, worauf er Geld borgen konnte; da er also nicht wuste, womit er die Schöne bewirthen sollte, so fiel ihm sein Falke in die Augen, er machte ihn gleich todt, fricaßirte ihn, und trug ihn auf. Die Schöne schien mit der kleinen Bewirthung zufrieden zu seyn, und stellte sich als wenn sie mit grossem Appetit äße. Da die Mahlzeit vorbey war, und allerhand Gespräche waren geführet worden, so hielt die Schöne davor, daß es Zeit wäre, ihm die Ursache ihrer Reise zu entdecken. Ich habe eine Bitte an euch, sagte sie zu ihm; eine Bitte, welche ihr mir abzuschlagen berechtiget seyd, ohne daß ich mich darüber beklagen darf. Ich bin an dem grossen Aufwand, den ihr gemacht habet, Schuld, ich habe euch niemahls etwas bewilliget; und es ist unhöflich nach alle dem, euch auch des einzigen Vergnügens, welches ihr auf der Welt habet, berauben zu wollen, ich will sagen eures Falkens, dieser ist es, warum ich euch bitte. Mein Sohn ist krank und nichts in der Welt, als dieses, kann ihn zufrieden stellen. Wenn ich euch könnte begreiflich machen was es ist, eine Mutter und eine zärtliche Mut-

ter zu seyn, so würdet ihr mir die Unhöflichkeit, welche ich anjetzo begehe, leicht verzeihen. Aber, Friedrich, ihr wisset, was lieben heisset, brauche ich wohl noch etwas mehr, mein Verfahren bey euch zu entschuldigen? Grausames Glück, sagte Friedrich hierauf, wirst du niemahls aufhören mich zu verfolgen. Da ich noch im Stande war, Madam, euch Geschenke zu machen, so habt ihr kein einziges annehmen wollen; und anjetzo kommet ihr, mich um etwas zu bitten, welches mir, euch zu geben, unmöglich ist. Ich habe alle mein Unglück gedultig ertagen, aber dieses, ich bekenne es euch, dieses schlägt mich zu Boden. Ich habe keinen Falken mehr, Madam; ihr habt davon gespeiset; und da ich nichts anders hatte euch vorzusetzen, so habe ich ihn ohne Widerwillen abgewürget: Wollte Gott, ich hätte euch an statt des Falkens mein Herz vorgesezet! Aber mein unglückliches Schicksaal wird mich jederzeit ausser Stand setzen, euch Vergnügen zu machen. Ihr habt ihn also geschlachtet, antwortete die Schöne? Da, Madam, hier sehet die Spuren davon; antwortete er? und hierauf holte er die Federn, die Flügel und den Schnabel. Aber, Madam, fuhr er fort, man kann ja wohl einen andern finden, ein Falke ist ja so was rares nicht. Ich bin zufrieden, Friedrich, antwortete sie; und ich kann euch versichern, daß ihr mir niemahls eine so grosse Probe eurer Liebe gegeben habet. Ich werde vor das, was ihr vor mich gethan habet, erkenntlich seyn. Die Vorsicht mag es auch mit meinem Sohne schicken wie sie will. Als sie dieses gesaget hatte: so bedankte sie sich bey Friedrichen und gieng wieder nach Hau-

se. Ihr Sohn starb einige Tage hernach, und sie war sehr betrübt darüber. Da sie aber endlich ihre Thränen abgetrocknet und einige Zeit ohne Gemahl und ohne Kinder hingebracht hatte, so drangen ihre Brüder in sie, daß sie sich wieder verheyrathen sollte, weil sie jung und sehr reich wäre. Da ihr nun hierbey die Redlichkeit des Friedrichs wieder einfiel, so antwortete sie ihren Brüdern, daß sie, weil sie es verlangten, daß sie sich wieder verheyrathen sollte, unter der Bedingung einwilligen wollte, daß sie Friedrichen heyrathen dörfte. Ihre Brüder spotteten ihrer, und stelleten ihr vor, daß sie einen Menschen wählete, der nichts hätte. Und sie antwortete, daß sie es wohl wüste, daß sie aber die Großmuth des Friedrichs höher schätzte, als alle Reichthümer auf der Welt. Die Heyrath wurde mit vieler Pracht vollzogen, Friedrich sahe seine Wünsche erfüllt, und da er wieder reich worden war, so machte er sich das Vergangene zu Nutze, er wurde ein besserer Wirth, und endigte seine Tage mit vielem Vergnügen.

Als Peter von Vinciolo zu einem seiner Freunde zum Abendessen gegaugen war, so kam er geschwind wieder nach Hause, und überraschte den Liebhaber seiner Frau, welche ein Mittel fand, alles wieder gut zu machen.

Ein reicher Mann von Perusa, Nahmens Peter Vinciolo, war willens sich zu verheyrathen, nicht, weil er sich aus der Heyrath was machte, sondern weil er glaubte, die üble Meynung, die iedermann von ihm hatte, dadurch zu verringern. Die Frau, welche er nahm, war jung, groß, dicke und feurig, und, mit einem Worte, so beschaf-

schaffen, daß sie lieber zwey Männer für einen würde genommen haben. Aber, zu ihrem Unglücke, dachte der ihrige an nichts weniger, als die natürlichen Pflichten der Ehe zu erfüllen. Die Schöne merkte dieses endlich, und gerieth mit ihrem Manne heftig darüber zusammen. Niemals ist wohl eine elendere Haushaltung gewesen. Da sie aber betrachtete, daß eine solche Zänkerey ihrer Gesundheit schaden, und ihren Mann doch nicht besser machen würde, so sagte sie zu sich selbst: Weil mir dieser Bösewicht auf diese Art begegnet, so will ich mich rächen. Ich habe ihn zum Manne genommen, weil ich geglaubt habe, daß er ein Mann wäre, und daß er das, was andere lieben, und lieben müssen, auch liebte. Er wuste, daß ich eine Frau war, und weil er die Weiber nicht liebet, so hätte er mich nicht nehmen sollen. Wenn ich der Welt hätte entsagen wollen, so würde ich mich in ein Closter verschlossen haben: weil ich aber in der Welt bin, so muß ich auch ihrer Vergnügung geniessen. Meine Jugend wird mit der Hoffnung, daß mein Mann sich ändern werde, vergehen, und wenn ich hernach alt seyn werde, so wird es mir nichts helfen, wenn ich mich ärgere, daß ich meine schönen Jahre übel angewendet habe. Wenn ich mich vergehen werde, so werde ich weniger strafbar seyn, als er; denn ich werde blos die Gesetze verletzen, an statt daß er die Gesetze und die Natur verletzet. Da sie nun ihren Kopf von diesen löblichen Gedanken voll hatte, so wandte sie sich, ihr Vorhaben auszuführen, an eine alte Frau, welche dem äuserlichen Ansehen nach, eine Heilige zu seyn schien. Man sahe sie iederzeit den

Rosen-Cranz in der Hand haben, und es war zu Perusa kein Ablaß, der ihrer frommen Wachsamkeit entwischt wäre. Man hörte sie von nichts, als von den heiligen Vätern, oder von den Wunden des heiligen Franciscus reden. Die Schöne ersahe ihre Zeit, und sagte dieser Scheinheiligen ihre Gedanken. Diese Megere billigte sogleich ihr Vorhaben, und sagte zu ihr, daß die Jugend zu kostbar wäre, als daß man sie so übel anwenden müste. Das Alter taugt zu nichts, fuhr sie fort, ich weiß es aus meiner eigenen Erfahrung: Ich habe meine schönen Jahren übel angewendet, und muß mich die übrigen darüber ärgern. Nicht, als wenn ich meine Vergnügungen nicht auch auf der Welt genossen hötte, sondern ich werfe mir nur täglich vor, daß ich nicht alles gethan habe, was ich hätte thun können. Anjetzo, da ich zu nichts mehr nütze bin, so siehet mich niemand mehr an, alles währet nur eine gewisse Zeit, und diejenigen, welche Verstand haben, müssen die Quint-Essenz aus dieser Zeit ziehen. Mit den Männern ist es nicht so, sie sind zu tausend Dingen gut, und was die Vergnügungen der Liebe anlanget, so sind die alten oft besser als die Jungen; an statt, daß die Weiber zu nichts als Kinder zu gebähren, gut sind: und dieserwegen liebt man sie auch. Wir sind allezeit parat, wie ihr selbst wisset, die Männer aber sind es nicht. Eine Frau würde vor viele Männer hinreichend seyn; aber viele Männer würden kaum einer Frau genug thun. Eine Frau hat auf der Welt keine angenehmere Uebung nicht, und ich sage euch nochmals, daß ihr sehr wohl thun werdet, wenn ihr euren Mann mit gleicher Münze

bezahlet, damit eure Seele, wenn ihr alt seyn werdet, eurem Leibe keine Vorwürfe zu machen habet. Die Weiber haben in dieser Welt nichts, als was sie nehmen wollen: Dahero müssen sie sich die Zeit zu Nutze machen, ehe die Tage des Alters kommen, da uns niemand mehr ansehen will. Alsdenn schickt man uns in die Küche, die Töpfe, und das Geschirre zu zählen, wir sind der Gegenstand aller Spötterеyen, und wir haben das Misvergnügen von den Jungen sagen zu hören: das sind artige Kinder: und von den Alten, die alten Schachteln. Um es kurz zu machen, Madam, so hättet ihr in keine bessern Hände fallen können, als in meine. Es mag einer so hochmüthig seyn, als er will, so sage ich ihm die Wahrheit, und es mag einer so hartnäckigt seyn, als er will, so erweiche ich ihn, und bringe ihn darzu, wozu ich ihn verlange. Lernet mir nur den, der euch gefällt, kennen, und lasset mich vor das übrige sorgen. Alles, was ich von euch verlange, ist dieses, daß ihr euch meiner bey Gelegenheit erinnert. Ich bin eine arme Frau; und wenn ihr mir einige Wohlthat erzeigt, so werde ich euch herzlich gerne dienen, und Gott für euch bitten. Da ihr die Schöne einen jungen Menschen, welcher oft bey ihr vorbey gieng, beschrieben hatte, so gab sie ihr Befehl, ihn zu fragen, ob er ein Mensch wäre, der sich ein gutes Glück zu Nutz zu machen wüste, und schickte sie mit einem Stück gesalznen Fische, welches sie ihr gab, fort. Einige Tage darnach, brachte die Alte den, welchen sie verlangte, zu ihr, und in kurzer Zeit, noch viele andere, weil die Schöne die Veränderung

liebte und iederzeit neue Vortheile darinne zu finden hoffte. Da eines Tages der Schönen ihr Mann zu einem seiner Freunde, der Hercolan hieß, zum Abendessen gebeten wurde, so gab sie der Alten Befehl, daß sie einen von den schönsten jungen Leuten aus Perusa zu ihr bringen sollte; welches sie auch sogleich bewerkstelligte. Die Verliebten hatten sich kaum zu Tische gesetzet, als der Mann an die Thür klopfte, und rufte, daß man sie aufmachen sollte. Die Schöne, welche über die unerwartete Zurückkunft ihres Mannes erschrocken war, versteckte ihren Liebhaber, und ließ ihn, weil sie entweder nicht Zeit hatte, ihn besser zu verstecken, oder weil der Ueberfall sie verhinderte, viel zu reden, in einen kleinen Verschlag, welcher an den Saal stieß, wo sie speißten, unter einen Hünerkorb kriechen, worauf sie alte Lumpen warf. Als dieses geschehen, und das Abendessen versteckt war, so machte sie ihrem Manne gleich auf. Ihr habt gar bald abgegessen, sagte die Schöne. Der Mann antwortete: Ich habe nichts weniger als gegessen, einer der sonderbarsten Zufälle hat des Herculans Haus dermassen in Unordnung gebracht, daß unser Abendessen verschwunden ist. Er, seine Frau, und ich, waren bey Tische, als wir ohngefehr vier Schritte von uns niesen höreten. Das erstemahl liessen wir es hingehen, wir wurden aber sehr bestürzet, da wir eben dieses fünfmahl nach einander höreten. Herculan, der ein wenig auf seine Frau böse worden war, daß sie uns so lange an der Thür hatte warten lassen, fragte ganz aufgebracht, was das wäre? Sie befand sich dar-

über betroffen, daher stund er auf, in ein kleines Cabinettchen, welches unten an der Treppe ist, zu sehen, woher er glaubte, daß dieses Niesen herkäme. So bald er die Thür dieses Cabinetchens eröffnet hatte, so kam ein Schwefeldampf heraus, worüber wir fast ersticket wären. Wir hatten den Schwefel schon gerochen und Herculan hatte auch schon deswegen geschmähler: aber seine Frau entschuldigte sich damit, daß sie sagte, sie hätte diesen Schwefel verbrannt, um einige Wäsche weiß zu machen, und welche sie, wie sie sagte, unter die Treppe geleget hätte. Da nun der Rauch ein wenig vergangen war, so sahe Herculan denjenigen, der genießt hatte, und welchen der Schwefel noch beständig niesend machte. Ha Frau, sagte hierauf Herculan! nunmehro sehe ich, warum du uns so lange hast an der Thüre warten lassen. Dieses verdienet eine Belohnung, und ich bin zu billig, als daß ich sie dir abschlagen sollte. Die Frau ergriff hierauf die Flucht und salvirte sich, ich weiß nicht wohin, ohne sich im geringsten zu rechtfertigen. Herculan sagte, ohne zu merken, daß seine Frau fortlief, vielmahls zu dem Niesenden, daß er aus seinem Neste hervorkommen sollte: Da er aber vom Rauche fast erstickt war, so bewegte er sich nicht einmahl. Nachdem ihn Herculan bey den Beinen heraus gezogen hatte, so lief er nach seinem Degen, in der Absicht ihn solchen durch den Leib zu stossen, die Furcht aber, daß ich in einem Mord verwickelt werden möchte, machte, daß ich ihm entgegen lief, ihn zu verhindern, diesen Unglückseeligen umzubringen. Zum Glück lieffen die Nachbarn hinzu, und trugen ihn, weiß nicht, wohin.

Sehet

Sehet, dieses ist unsre Abendmalzeit gewesen, welche ich gar gerne hätte entbehren wollen. Die Schöne sahe hieraus, daß sie nicht die einzige wäre, welche anderer Leute Guth begehrte. Sie hätte die Frau des Herculans gerne entschuldiget, weil sie aber glaubte, daß sie ihre Fehler desto besser verbergen würde, wenn sie auf anderer ihre loszöge, so war kein Schimpfwort, welches sie nicht sagte, was vor eine Heilige! fing sie an, wer sollte es geglaubet haben? ich hätte bey ihr beichten wollen. Das ist eine alte, welche den jungen mit guten Exempeln vorgehet. Verflucht sey doch die Stunde, worinne dies ewige Scheusaal unsers Geschlechtes gebohren worden ist. Ist dieses die Treue, welche sie einem Manne, der sie so gut hielte, schuldig war? Weiber von diesem Charackter verdieneten, daß man sie ohne Mitleiden verbrennte. Nachdem sie hundert andere solche Reden gesaget hatte und sich erinnerte, daß ihr Liebhaber noch unter dem Hünerkorbe wäre, so sagte sie zu ihrem Manne, daß es Zeit wäre sich niederzulegen. Der Mann, welcher lieber essen als schlafen wollte, fragte, ob nichts von dem Abendessen übrig geblieben wäre? Die Schöne antwortete aber, wir machen nicht viel zu essen, wenn ihr nicht zu Hause seyd, und ich bin nicht wie die Frau des Herculan. Leget euch vor diesen Abend zu Bette, so könnet ihr morgen mit besserm Appetite essen.

Da diesen Abend des Vinciolo Bauern etwas vom Dorfe gebracht, und ihre Esel, ohne sie zu tränken, in einen kleinen Stall gestellet hatten, der in dem Verschlage, worinnen der Liebhaber unter dem Hüner-

Hünerkorbe saß, gegen über war, so trug es sich zu, daß, als eines von diesen Thieren sich losgemachet hatte, aus dem Stalle lief. Und da es überall herum gieng und Wasser suchte, so lief es auch endlich zum Unglück in den Verschlag, wovon die Thüre offen stunde, und indem es bey dem Korbe, worunter der Liebhaber in einem Haufen lag, vorbey gieng, so trat es ihn auf die Finger, welche er durch das Gitter gestecket, und auf die Erde gestemmet hatte, um sich mit weniger Beschwerlichkeit zu erhalten. Der Schmerz, welchen er empfand, machte, daß er einen lauten Schrey that, Vinciolo hörte ihn und wunderte sich darüber. Er gieng aus dem Zimmer und lief dem Geschreye, welches beständig fortdauerte, nach, weil der Esel das Bein noch auf den Fingern des Liebhabers hatte. Er hob den Hünerkorb auf, und fand den Vogel, welcher über die Gegenwart des Mannes mehr erschrack, als über den übeln Zustand seiner Finger betrübt war. Da ihn der Mann erkannt hatte, so fragte er ihn, was er da machte? Er erhielt aber weiter keine Antwort, als daß er ihn bat, ihm Quartier zu geben. Du sollst es unter der Bedingung haben, antwortete der Mann, wenn du mir die Wahrheit sagen wirst: welches er auch that. Der Mann war so vergnügt, den Liebhaber gefunden zu haben, als die Frau mißvergnügt darüber war, er nahm ihn bey der Hand und führete ihn in seine Stube, wo ihn die Frau mit der grösten Furcht von der Welt erwartete. Meine gute Frau, sagte er, indem er hinein ging, ihr seyd nur mit dem Maule klug. Seyd ihr anietzo noch der Meynung,

 daß

daß man ohne Barmherzigkeit alle Weiber verbrenne, welche es so, wie des Herculan seine machen? Machet ihr eurem Geschlechte mehr Ehre als jene? Mußtet ihr denn an andern ein Laster auf eine so hochmüthige Art tadeln, dessen ihr doch selbst schuldig waret? Kann man seine Fehler nicht anders verbergen, als wenn man anderer ihre vergrössert? Da die Schöne sahe, daß sie besser loßkommen würde, als sie geglaubet hatte, so antwortete sie ihm ganz gelassen: Ein Mann, der die Weiber nicht mehr als ihr liebet, muß sich gar nicht darum bekümmern, was sie machen. Es ist ein grosser Unterschied zwischen mir und des Herculans Frau, dieses ist eine *alte* Heuchlerin, welche ihr Mann so hält, wie eine Frau gehalten werden muß; aber bey mir ist es gerade das Gegentheil. Es fehlet mir in Wahrheit an nichts, was des Lebens Unterhalt anbelanget: aber braucht denn eine Frau von meinem Alter weiter nichts? Ich wollte aller dieser Zierrathen gerne entbehren, wenn ich in Ansehung des ehelichen Vergnügens zufrieden zu seyn Ursache hätte. Ich bin eine Frau wie die andern: ich habe gleiche Neigungen und gleiche Begierden, und solltet ihr mir wohl verdenken, wenn ich das, was ich bey euch nicht haben kann, anderswo suche? Ich widersetze mich euern Vergnügungen nicht, widersetzet ihr euch den meinigen auch nicht; und seyd zufrieden, daß ich mich nur zu hübschen Leuten halte. Der Mann, welcher, wie zu Anfange bemerket worden, die Mannspersonen mehr als die Weiber liebte, und über den Lärm seiner Frau anfieng verdrießlich zu werden, sagte zu ihr, wir wollens dabey bewenden

lassen:

lassen: ihr sollt Genugthuung haben, und ich verlange von euch weiter nichts als zu essen; denn ich glaube, daß dieser schöne junge Mensch eben so wenig gegessen hat, als ich. Das ist wahr, antwortete die Schöne: wir wollten uns eben zu Tische setzen, als ihr zum Unglück an die Thüre klopfetet. Ich bitte euch also, fuhr der Mann fort, schafft zu essen, und hierauf wollen wir die Sache so entscheiden, daß ihr nicht Ursache haben werdet euch zu beklagen. Da die Schöne sahe, daß die Sachen so gut giengen, so ließ sie das Tischtuch wieder aufdecken und das verschlossne Abendessen auftragen. Der Mann, die Frau, und der Liebhaber, assen mit gutem Appetite; Um aber zu sagen, wie die Sache nach der Mahlzeit entschieden wurde, so muß ich antworten, daß ich es nicht erfahren habe: so viel weiß ich wohl, daß man den Morgen darauf zu Perusa sagte, daß der Mann die Nacht eben so vergnügt hingebracht hätte, als die Frau.

Als Madame Philippi mit ihrem Liebsten von ihrem Manne war überfallen worden, so zog er sie vor Gerichte, sie wickelte sich aber durch eine sinnreiche Antwort aus diesem Handel, und machte, daß das Gesetz, welches man wider die Weiber gegeben hatte, eingeschrenket wurde.

Die Stadt Prato hatte vor diesen wider die Weiber ein sehr strenges, ich will nicht sagen, grausames Gesetz, nach welchem diejenigen, welche durch ihre Männer in Ehebruch waren ergriffen worden, ohne Barmherzigkeit verbrannt werden sollten. Dieses Gesetz war noch gültig, als eine Frau, Nahmens Philip-

Philippi, die jung, schön und von Natur sehr verliebt war, durch Reinhold von Pugliesi ihren Mann mit Lazarin Quesageliotri, welchen sie als ihr eigen Leben liebte, auf frischer That ertappet wurde. Der Mann überließ sich alle dem, was ein Zorn von dieser Art haben kann, und ohne die Furcht, welche er seinetwegen hatte, würde er sie beide ohne Zweifel umgebracht haben. Dennoch glaubte er, daß er durch den Tod seiner Frau genug gerochen seyn würde; und da er so viel Kennzeichen, als nöthig waren, hatte, so ließ er sie, sobald es Tag war, vor Gericht fordern. Die Freunde der Schönen, welche sie schon als eine verlohrne Frau betrachteten, riethen ihr, daß sie nicht erscheinen sollte: Da sie aber einen grossen Geist hatte, wie diejenigen gemeiniglich zu haben pflegen, welche wohl zu lieben wissen, so wollte sie lieber, auf eine herzhafte Art, durch Bekentnis der Wahrheit sterben, als auf der Flucht umkommen, und dadurch zu erkennen geben, daß sie eines Liebhabers unwürdig wäre, der so viel vorzügliche Verdienste hatte, als der, mit dem sie war überfallen worden. Man mochte ihr sagen, was man wollte, so begab sie sich dennoch, von einem, und von dem andern Geschlechte begleitet, zu dem Richter und fragte ihn mit einem ernsthaften Gesichte, was er von ihr verlangte. Da der Richter sahe, daß sie schön war, und aus ihrer Standhaftigkeit urtheilete, daß sie eben so viel Großmuth als Schönheit besässe, so fieng er an ihr Schicksaal zu beklagen und zu befürchten, daß sie die That bekennen, und ihn dadurch nöthigen möchte, sie zum Tode zu verdammen. Weil er sie nun nothwendig über die Klage vernehmen

 muste,

muste, so sagte er zu ihr, mehr als Advocat, als Richter. Madam, euer Mann, welchen ihr hier gegenwärtig sehet, klaget euch Ehebruchs halber an, und sagt, daß er euch bey einem andern Mann überfallen habe. Er verlangt, daß ihr nach dem Gesetz sollet bestraffet, das ist, verbrannt werden: Ich kann euch aber nicht verdammen, wenn ihr nicht zum wenigsten die That gestehet. Ihr könnet eure Maaßregeln darnach nehmen, und mir sagen, was daran ist. Die Schöne antwortete, ohne etwas von ihrer Standhaftigkeit zu verliehren. Es ist wahr, mein Herr, daß Reinhold mein Mann ist, und daß er mich die vorige Nacht in den Armen des Laparin, welchen ich liebe und hochachte, gefunden hat. Ihr seyd aber zu erfahren, als daß ihr nicht wissen solltet, daß die Gesetze, welche in einem Staate gegeben werden, gemein, oder zum wenigsten mit Einwilligung der dabey intereßirten Partheyen abgefaßt seyn müssen. Dieses ist es, was man in dem Gesetze, wovon die Rede ist, nicht beobachtet hat. Es ist blos wider die Weiber. Es hat nicht allein niemand von uns darein gewilliget, sondern es ist auch nicht einmal eine um Rath gefraget worden. Also kann es nicht anders als Unrecht seyn. Wenn ihr aber dennoch, wider euer Gewissen, und zum Nachtheil meines Lebens ein so ungerechtes Gesetz ausüben wollet, so stehet es euch frey, ich bin in euern Händen und ihr könnet thun, was euch gefället; ehe ihr aber das Urtheil sprechet, so muß ich euch um eine kleine Gnade bitten, diese bestehet darinne, meinen Mann zu fragen, ob ich mich jemals seinen Vergnügungen widersetzet habe, und ob ich nicht

jederzeit bereit gewesen sey, das, was er verlanget hat, zu thun. Reinhold antwortete, ohne zu warten, bis man ihn fragte, daß er, was die Gefälligkeit anlanget, mit seiner Frau vollkommen zufrieden wäre. Ich frage euch also, mein Herr, da mein Mann von mir alles erhalten, was er verlanget hat, und was ihm nöthig gewesen ist, was ich mit dem übrigen machen sollte? Sollte ich es den Hunden vorschmeissen? War es nicht besser, es einem artigen Menschen, der mich mehr als sich selbsten liebet, zu überlassen, als es verderben oder umkommen zu lassen? Der Stand der Personen und der Innhalt der Sache waren Ursache, daß eine grosse Menge Volks zum Richter gekommen war, ja die ganze Stadt war fast da: Dahero ein jeder über eine so artige Frage lachte und alle zusammen ausruften, daß die Schöne Recht hätte. Das Gesetz wurde mit Genehmhaltung des Richters gemäßiget und blos auf die Weiber eingeschrenket, welche aus Geitz ihren Männern untreu seyn würden. Reinhold war vor seinen Theil beschämt, die Frau aber ging, da sie sich aus diesem Handel gewickelt hatte, voller Freuden und von tausend freudigen Zuruffungen begleitet, nach Hause.

Als Nicolas der Lothringer, einsmals in der Nacht an seine Hausthür pochen hörete, so weckte er seine Frau auf, welche ihm weiß machte, daß es ein Geist wäre: und nachdem sie ihn beyde mit einem Gebete beschworen hatten, so hörten sie nichts mehr.

Vor diesen war zu Florenz in der Strase des heiligen Brancasse ein Wollkämmer, Nahmens Nicolas, der Lotharinger, ein Mensch, der mehr glücklich als klug war. Weil er nun ein guter Tropf war, so war er offt in seinem Viertheil über die von seinem Handwerk Hauptmann. Wenn sie ihre Versamm-

lungen hatten, so gingen sie zu ihm, und da er sein Auskommen hatte, und oft die Mönche bewirthete, so erhielt er oft eine kleine Ehre, welche ihm glaubend machte, daß er mehr als ander Leute wäre. Die Mönche, welche ihm beständig einige Federn ausrauften, lehrten ihm davor viel schöne Gebeter. Sie gaben ihm das Pater noster in gemeiner Sprache, den Gesang des heiligen Alexius, nebst dem Gesang der Frau Matilde u. s. f. welche er vor das Wohl seiner Seelen heilig verwahrete. Dieser Mann hatte eine Frau von einer ausserordentlichen Schönheit, sie hieß Helene, und war eine Tochter des Manutio Cucullia. Da sie eben so verständig als schön war, so konnte ihr die Einfalt ihres Mannes nicht unbekannt bleiben. Die Schöne liebte einen jungen verdienst-vollen Menschen, Nahmens Johann Pejolotti, welchem sie sagen ließ, daß er sie in einem Lusthause, welches ihr Mann bey Florenz hatte, besuchen sollte, wo sie gemeiniglich den Sommer zuzubringen pflegte. Der Mann kam bisweilen auch dahin und schlief da; bisweilen aber ging er gleich den andern Morgen in seinen Laden zurück: bisweilen brachte er auch Gesellschafft mit und blieb da. Johannes unterließ nicht sich an dem bestimmten Orte einzufinden: und da der Mann diesen Abend nicht kam, so aß und schlief er bey seiner Liebsten. Da diese Verliebten mit einander zufrieden waren, so ergriffen sie solche Maasregeln, daß sie nicht nöthig hatten nach einander zu schicken, oder an einander zu schreiben. Es wurde ausgemacht, daß Johannes alle Tage in ein Haus, welches er über seiner Liebsten ihrem hatte, gehen sollte, und wenn er im Hin- oder

Hergehen einen Eselskopf, oben auf einem Weinpfahle, in dem Weinberge sehen würde, welcher gleich bey dem Hause der Schönen war, und daß die Schnauze nach der Seite von Florenz zugekehret wäre, so könnte er kommen, und sich drauf verlassen, daß er bey ihr schlaffen würde: wäre die Thüre verschlossen, so sollte er nur ganz sachte dreymahl anpochen, und man würde ihm gleich aufmachen: wenn aber die Schnauze umgekehret stünde, so sollte dieses ein Zeichen seyn, daß der Mann da wäre, und daß er nicht kommen sollte. Auf diese Art besuchten sie einander unzählige mahl, ohne daß ihnen was widriges begegnet wäre: einsmals aber, da Johann bey der Schönen speisen sollte, welche ihn mit zwey grossen Capaunen am Spiesse erwartete, so kam der Mann ganz unvermuthet des Abends an, worüber sie sehr verdrießlich war. Sie gab ihm ein kleines Stückchen Speck, welches sie besonders hatte kochen lassen, zum Abendessen, die zwey Capaunen, viele frische Eyer und eine Flasche von dem besten Weine aber, wurde auf ihren Befehl in ein reines Tuch geschlagen, und durch ihre Vertraute in einen, ein wenig von dem Hause gelegenen Garten, wo sie bisweilen mit Johann unter einem Pfirsigbaume, der ihm wohl bekannt war, gespeiset hatte, getragen: Die Uebereilung aber, womit dieses geschahe, zu verhindern, daß der Mann nichts davon erfahren möchte, war Schuld, daß die Schöne der Vertrauten zu sagen vergaß, daß sie in dem Garten bis zu der Ankunft des Johanns warten, und ihm sagen sollte, daß der Mann gekommen wäre, und daß er unter dem Pfirsigbaume

me alles das, was er nöthig hätte, nehmen könnte. Da jedermann zu Bette war, so kam Johann, welcher den Eselskopf auf der guten Seite gefunden hatte, an die Thüre, und klopfte dreymal sachte an. Der Mann hörte es gleich, und die Schöne auch: damit sie sich aber bey ihm nicht verdächtig machte, so stellete sie sich, als wenn sie schliefe. Johann klopfte zum zweyten male, worüber der Mann ganz erschrocken, seine Frau stieß, und sagte: Helene, hörst du nicht. Es klopft iemand an der Thür, ach nein, Nicolas! Es ist Niemand, antwortete die Schöne: es ist ein Geist, der mir seit etlichen Nächten viel Furcht verursacht hat; und zwar so eine grosse Furcht, daß ich mich sogleich unter das Bette versteckte, sobald ich ihn nur hörete, ohne daß ich wieder vor Tages Anbruch heraus sahe. Fasse Muth, Frau, antwortete der Mann. Wenn es ein Geist ist, so wird er uns nichts zu Leide thun, denn ich habe, ehe ich mich zu Bette geleget, verschiedene schöne Gebeter gethan, und das Zeichen des heiligen Creutzes an allen vier Ecken unsers Bettes gemacht. Die Schöne, welche fürchtete, Johann möchte denken, daß sie ihm nicht Farbe hielte, entschloß sich aufzustehen, und ihm zu sagen, daß ihr Mann bey ihr wäre. Eure Gebeter und Creutze, sagte sie zu ihm, machen mir nicht viel Muth. Wir wollen aufstehen und den Geist, wenn ihr wollet, beschwören. Nu, wie denn beschwören? antwortete der Mann. Eine fromme Nonne, erwiederte sie, welcher ich meine Furcht gesaget habe, hat mir dieses Geheimniß gelehret, ich habe es niemals alleine versuchen wollen: mit euch aber

will

will ich es gerne versuchen. Sie stunden also auf, und giengen an die Thür, wo Johann die Treue seiner Liebsten schon im Verdacht zu haben anfieng. Indem sie dahin giengen, so sagte die Schöne zu ihren Manne, daß er ausspeyen müste, wenn sie es ihm heissen würde. Da es der Mann versprochen hatte, so fieng die Schöne ihr Gebet an, und sagte: Du Nachtgeist, kehre um, wo du hergekommen bist; in dem Garten unter dem grossen Pfirsigbaume wirst du zwey Capaunen, frische Eyer und eine Flasche Wein finden; Nimm, was du brauchst und kehre wieder um, ohne weder mir noch meinem Manne, welcher hier ist, etwas zu Leide zu thun. Speye aus, Nicolas: sagte sie zu ihrem Manne: und Nicolas spie aus. Johann, der alles dieses hörete, verstunde es sogleich: sein Verdacht fiel weg, und ob er schon über diesen Zufall sehr verdrießlich war, so hatte er doch Mühe genug, sich des Lachens zu enthalten, als er den Mann auf Befehl seiner Frauen ausspeien hörete, und dachte bey sich selbst, wenn du doch die Zähne mit ausspeien müßtest. Als die Beschwörung dreymal geschehen war, so kehreten die Beschwörer wieder um, und gingen ins Bette. Johann, welcher bey der Schöne hatte speisen wollen, und guten Appetit hatte, verstund den Inhalt des Gebets ganz wohl, dahero ging er in den Garten und fand vorerzehlte Sachen unter dem Pfirsigbaume, welche er mit sich fortnahm und zu Hause mit Bequemlichkeit speißte. Das erstemal, da sie einander wieder sahen, welches kurz darauf geschahe, so belachten sie die Beschwörung recht sehr, vornemlich aber die Einfalt des guten Mannes Nicolas.

Da

Da Bruder Syfart bey seiner Frau Gevatter schlief, so kam der Mann von ohngefehr dazu, welchem man weiß machte, daß der Mönch die Würmer seiner Pathe beschwörete.

Syfart von Sienna, ein junger wohlgestallter Cavalier, verliebte sich in eine von seinen Nachbarinnen, welche sehr schön, und die an einem reichen Manne verheyrathet war. Der Cavalier bildete sich ein, daß er alles, was er verlangte, erhalten würde, wenn er nur ein Mittel finden könnte, mit der Schönen, ohne sich bey dem Manne verdächtig zu machen,

zu

zu reden. Da er aber kein solches Mittel finden konnte, so beschloß er, weil die Schöne schwanger war, sein Gevatter zu werden, und redete mit dem Manne auf die höflichste Art davon. Er erhielt eine Antwort nach Wunsche: Weil ihm nun die Gevatterschafft einen guten Vorwand verschaffte, mit der Schönen zu reden, so unterließ er nicht, sie von dem Zustande seines Herzens zu unterhalten, welchen sie schon aus seinen Blicken und tausend andern Bezeugungen errathen hatte. Der Cavalier hatte von seiner Liebe nicht viel Vergnügen, ob die Schöne schon nicht böse wurde, wenn er davon redete. Einige Zeit hernach wurde Syfart, ich weiß nicht warum, ein Mönch. Er entsagte einige Zeit seiner Liebe und verschiedenen andern Eitelkeiten; er fing sie aber gar bald wieder an, ohne deswegen seine Kleidung zu verändern. Er machte sich im Gegentheil ein Vergnügen daraus, sich in Mönchs-Kleidern sehen zu lassen. Er war jederzeit sehr reinlich, und so lustig, daß man ihn oft Verse, die er auf Noten gesetzet hatte, singen hörete. Er war nach der gewöhnlichen Art der Mönche galant, voller Muskus und Ambra, und so durchräuchert, wie eine Apotheke. In diesem Aufzuge fieng Bruder Syfart wieder an, bey seiner Liebsten öftere Besuche abzustatten, und ihr mehr als jemals zu Leibe zu gehen. Da die Schöne sahe, daß er so sehr in sie drang, und ihr Bruder Syfart vielleicht besser als sonsten gefiel, so antwortete sie wie diejenigen, welche alles bewilligen wollen, zu antworten pflegen. Wie! Bruder Syfart, sagte sie zu ihm: Thun die Mönche dergleichen Sachen auch? Ja Madam, antwortete der

Mönch,

Mönch, wenn ich dieses Kleid ablege, das ich anitzo anhabe, so bin ich ein Cavalier, wie andere. Aber, sagte die Schöne, wie könnte ich denn das thun? Ihr seyd ja mein Gevatter, die Sünde würde zu groß seyn; und dieses ist es, was mich abhält euer Verlangen zu erfüllen. Das ist eine schöne Ursache, antwortete der Mönch! ich gebe es zu, daß es eine Sünde seyn würde: aber wie viel grössere Sünden vergiebt nicht unser Herr Gevatter, wenn man sie bereuet? Saget mir doch, wer euerm Sohne näher verwandt ist, ich, der ihn aus der Tauffe gehoben, oder euer Mann, der ihn gemacht hat? Die Schöne antwortete darauf, daß es ihr Mann wäre. Nun gut, fuhr der Mönch weiter fort, schlafet ihr denn nicht bey ihm? Also könnet ihr auch bey mir schlafen, da ich euerm Sohne nicht so nahe verwandt bin. Die Schöne, welche in der Kunst zu disputiren nicht sonderlich geschickt war, und leichtlich verwirrt wurde, glaubte oder stellete sich vielmehr, als wenn sie glaubte, daß der Mönch recht hätte. Wer kann euch darauf antworten, Gevatter, sagte sie zu ihm? Hierauf willigte sie ein, alles zu thun, was er verlangte; aber nur ein einzigesmal. Da ihm die Gevatterschafft einen Vorwand verschaffte, daß sie einander ofte besuchen konnten, ohne daß Jemand etwas darwider einzuwenden hatte, so blieb es beym erstenmale nicht. Da unter andern eines Tages Syfart von einem seiner Collegen begleitet, seine Frau Gevatter besuchte, welche niemanden, als eine junge sehr artige Magd bey sich hatte, so schickte er seinen Cammeraden mit der Magd in die Scheune, um ihr sein Pater noster zu lernen,

lernen,: er aber und seine Schöne, welche ihr Kind bey der Hand hatte, gingen in die Stube, und setzten sich auf ein Faulbettchen, welches ihm ganz bequem war, nieder. So bald der Mönch hinein wär, so zog er seine Mönchskutte aus, und zog ein ander Kleid an. Kaum aber waren diese Verliebten eine Stunde beysammen gewesen, als der Herr Gevatter sich an der Stubenthür hören ließ; er klopfte und rufte seine Frau. Ich bin verlohren, sagte die Schöne, als sie es hörete: Mein Mann ist da. Bruder Syfart ohne Kutte und andere Zierathen der Mönche, fieng an zu zittern. Wenn ich nur Zeit hätte, sagte er, meine Kleidung wieder anzuziehen, so wollten wir bald eine Ausflucht finden: aber so, wie ich bin, was soll ich vor eine Entschuldigung machen? Ich will es schon machen, antwortete die Schöne. Machet nur geschwinde und überlasset mir die Sorge uns zu entschuldigen. Nehmet eure Pathe auf den Arm, und höret wohl zu, was ich sagen werde, damit ihr ein gleiches sagen könnet. Sobald die Schöne dieses gesagt hatte, so schrie sie: Mann, ich komme gleich. Nur einen Augenblick Gedult. Da nun alles zurechte gemacht war, so machte sie die Thür mit einem muntern Gesichte auf, und sagte zu ihrem Manne: Bruder Syfart, unser Gevatter, ist gleich zu rechter Zeit hier gewesen. Ohne ihn würden wir um unser Kind gekommen seyn. Da der arme Tropf vom Manne dieses hörete, so erstaunete er so sehr darüber, daß er eine gute Weile nichts sagen konnte, als: Ach mein Gott! Es fiel auf einmahl in eine Ohnmacht, fuhr sie fort, und ich dachte es wäre gestorben, als Bruder

der Syfart zu meinem Glück dazu kam. Er nahm es in seine Arme und versicherte mich, daß es Würmer wären, welche dem Kinde das Herz zernageten, und welche es gewiß umbringen würden, wenn man nicht balde darwider Rath schaffte. Aber erschrecket nur nicht, sagte er weiter zu mir, ich will sie beschwören, so, daß sie alle sterben sollen; und ehe ich von hier weggehe, so sollet ihr sehen, daß sich euer Kind so wohl befinden soll, als es sich iemals befunden hat. Da ihr nun hierbey nöthig gewesen wäret, gewisse Gebeter zu beten, und die Magd euch nirgends hat finden können, so hat er sie von einem seiner Collegen in der Scheune beten lassen, und er und ich sind alleine hier geblieben, weil niemand als ich bey diesem Geheimnisse seyn durfte. Er hat das Kind noch in seinen Armen, und ich glaube, daß er wartet bis sein Cammerad ausgebethet hat. Erschrecket nur nicht, mein lieber Mann, das Kind ist schon wieder zu sich selbst gekommen. Dank sey es unserm guten und hülfreichen Gevatter. Diese Erzählung machte den armen Teufel so verwirrt, daß er alles vor wahr hielte. Ich muß es sehen, sagte er seufzend! Thut das nicht, antwortete die Schöne, ihr möchtet alles verderben. Ich will sehen, ob alles vorbey ist, und wenn es ist, so will ich euch schon ruffen. Bruder Syfart, der alles wohl gehöret hatte und versichert war, daß sich der Mann hatte betrügen lassen, schrie laut, ist das nicht mein Gevatter, den ich höre? Ja ich bin es, mein ehrwürdiger Vater, antwortete der arme Tropf. Kommet herein, fuhr der Mönch fort, damit ich euch euern Sohn, den meine Frau Gevatter für todt hielt, voll-

kommen gesund zeige. Alles, was ich von euch verlange, ist dieses, daß ihr eine Statue von Wachs von seiner Grösse aus Erkenntlichkeit gegen Gott, dem Bilde des heiligen Ambrosius gegen über, setzen lasset. Denn durch dieses Heiligen Verdienste, hat euch Gott euer Kind wieder geschenket. Sobald das Kind seinen Vater sahe, so lief es zu ihm und schmeichelte ihm, wie die kleinen Kinder gemeiniglich zu thun pflegen. Er empfieng es, weinete vor Liebe, küßte es tausendmal, und dankte seinem liebreichen und dienstwilligen Gevatter auf den Knien. Da der Mönch in der Scheune, der der Magd schon viele Pater Nosters hatte beten lassen, den Mann ruffen hörte, so war er ganz sachte gekommen, und hatte durch ein kleines Loch gesehen, wodurch er zugleich alles hören konnte, was in der Stube vorgieng, und da er sahe, daß alles gut gieng, so kam er auch hinein, und sagte: Bruder Syfart, ich habe die vier Gebeter gebetet, die ihr mir aufgegeben habet. Das ist recht gut, mein Bruder, antwortete Syfart, ihr habt einen guten Athem. Da mein Gevatter kam, so hatte ich deren erst zwey gebetet: Der Herr aber hat euer und mein Gebet erhöret, und das Kind meines lieben Gevatters geheilet. Der Hahnrey von Manne ließ von seinem besten Weine nebst vielen Confecte auftragen, womit er die Mönche, welche einiger Erquickung nöthig hatten, tractirte. Bey ihrem Weggehen erzeigte er ihnen unendliche Höflichkeit und stattete tausend Dank ab, ließ auch sobald als möglich, die Statue von Wachs machen, welche an den Ort, den Bruder Syfart bestimmt hatte, gesetzt wurde.

Blondel spielete dem Chiaque einen Possen, der sich listig deswegen rächete, und machte, daß jener brav ausgeprügelt wurde.

Zu Florenz war einer, Namens Chiaque, welcher der grösseste Fresser, den man iemals gesehen hat und dabey so lecker war, daß sein Einkommen, ob er schon ziemlich reich war, dennoch nicht zulangen wollte. Sonsten war es ein guter Mensch in Gesellschafft, der sich wohl aufzuführen wuste, und alles mit einer gewissen Annehmlichkeit that. Er war ein Erztschmarozer,

rozer und hielt sich blos zu denen, die reich waren, und einen guten Tisch führeten; er war iederzeit bereit zu essen und zu trinken, ohne daß er wartete, bis man ihn bat. Zu gleicher Zeit war auch einer, Namens Blondel, ein Mensch von kleiner Statur; dabey aber verliebt, reinlich, knapp wie eine Puppe, und iederzeit so gut frisirt, daß ein Haar wie das andere lag: im übrigen aber den Charackter und die Lebensart mit dem Chiaque gemein hatte. Da dieser Blondel einstens an einem Festtage auf den Fischmarkt gegangen war, wo er vor einen seiner Freunde zwey grosse Lampreten kaufte und ihm Chiaque von ohngefehr begegnete, so fragte er ihn, was er mit den Lampreten machen wollte? Gestern Abend, sagte er, kriegte Herr Donat noch drey grosse andere geschickt; und weil er heute viele von seinen guten Freunden zu Gaste hat, und verlangt, daß alles im Ueberfluß seyn soll, so hat er mich gebeten, daß ich ihm diese zwey noch kauffen sollte. Werdet ihr denn nicht zu der Gasterey kommen? ohne Zweifel, antwortete Chiaque. So bald die Freßglocke schlug, so gieng dieser zum Herrn Donat, welcher bey seinem Nachbar war, und da er ihn sahe, fragte er, wo er hin wollte. Ich komme zu euch zu Gaste, mein Herr, antwortete Chiaque; Donat erwiederte, ihr seyd ein artiger Mann, ich mache mir ein Vergnügen daraus. Wir wollen also gehen, es ist Zeit. Da sie bey Tische waren, so trug man nichts als Erbsen und gesalzenen Fisch, der nur ein wenig geröstet war, auf. Chiaque sahe nunmehro wohl, daß ihn Blondel zum Narren gemacht hatte, und beschloß sich deswegen zu rächen.



chen.

chen. Blondel verkündigte unterdessen überall, was er ihm vor einen Possen gespielet hätte, und machte, daß ein jeder, dem er es erzählete, darüber lachte. Da sie einige Tage hernach einander begegneten, so grüßte Blondel Chiaquen, und fragte ihn lächelnd, ob die Lampreten des Herrn Donats gut geschmeckt hätten? Chiaque sagte hierauf, daß er ihm auf diese Frage, ehe acht Tage vergingen, antworten wollte. Sie waren kaum von einander weg, als er zu einem Schweinschneider ging, dem er eine gläserne Flasche gab, und ihm auf dem Markte einen gewissen Cavalier, Nahmens Philipp Argenti zeigte, dieses war ein ansehnlicher, starker, hochmüthiger und im höchsten Grade hitziger Mensch. Siehest du wohl den Menschen da, sagte er zu ihm? Trage ihm diese Flasche hin und sage zu ihm, daß sich Blondel mit seinem guten Freunden lustig machen wollte, und ihn deswegen bitten ließ, daß er ihm diese Flasche mit rothen Weine möchte füllen lassen; aber nimm dich in Acht, daß er dich nicht beym Leibe kriegt, denn er würde dich übel zurichten, und du würdest meine ganze Sache verderben. Wenn du es wirst gethan haben, so komm wieder zu mir, und ich werde dich bezahlen. Philipp, der den Blondel kennete, und leicht in Zorn gerieth, hörete kaum von Füllung einer Flasche reden, als er schon glaubte, daß ihm Blondel zum Narren machen wollte, dahero stund er ganz wütend auf, und sagte: Blondel, seinem Freunde, rother Wein; lief zu gleicher Zeit nach dem Schweinschneider, der sich aber in Acht nahm und auszog, und wieder zu Chiaquen kam, der den ganzen Handel mit angesehen hatte. Er bezahlte

ihn, und war mit der Art, wie Philipp das Compliment aufgenommen hatte, sehr zufrieden. Nun muste er aber den Blondel suchen. Er lief so lange, bis er ihn fand, und sagte zu ihm, daß Herr Philipp auf dem Markt wäre, und ihn überall suchen ließ; daß er aber nicht wüste, was er haben wollte. Blondel ging sogleich zu ihm, und Chiaque folgte ihm vom weiten nach, um zu sehen, wie er würde bewillkommet werden. Herr Philipp, der aus den Reden des Schweinschneiders ersehen hatte, daß sich Blondel vielleicht auf Ansuchung eines seiner Freunde, auf seine Unkosten hätte lustig machen wollen, knirschte mit den Zähnen und schäumete vor Zorn, als er Blondeln kommen sahe. Er stund sogleich auf, und gab ihm, ohne ein Wort zu reden, mit der Faust einen Schlag ins Gesichte und warf ihn zu Boden. Blondel wunderte sich über eine so hitzige Aufnahme, und wollte nach deren Ursache fragen: Philipp aber fing an, an statt ihm zu antworten, ihn von neuen zu prügeln und bey den Haaren herum zu schleuffen. Ich will dir lernen, Hundsfutt, sagte er, wem du zum Narren haben sollst, und ob ich Wein vor deine Freunde habe. Blondel hätte gerne geredet, er konnte aber nicht dazu kommen. Die Schläge regneten auf ihn wie Hagel: das ganze Gesicht war ihm voller Blut, seine Haare, sein Hut und seine Kleider waren in tausend Stücken zerrissen. Da er ihn nun lange geprügelt und im Kothe herum geschleppet hatte, ohne daß ihn iemand abhalten konnte, so kamen endlich so viel Leute zusammen, daß sich Herr Philipp genöthiget sahe, ihn loszulassen. Nunmehro erzählte

man ihm, warum ihm Philipp auf diese Art begegnet wäre. Daraus könnet ihr lernen, setzte man hinzu, daß man Leute, wie er ist, nicht zum Narren haben muß. Blondel weinte wie ein Kind, schwur und versicherte, daß er nicht nach seinem Weine geschicket hätte. Er vermuthete gleich, daß dieses ein Streich vom Chiaque wäre, und nachdem er den Koth abgemachet und sich ein wenig wieder in Ordnung gebracht hatte, so gieng er nach Hause. Er hatte einige Zeit nöthig, ehe er sein zerschlagenes Gesichte wieder zurechte brachte: da er aber wieder ausgieng, so begegnete ihm Chiaque, der ihn fragte, ob Philippen sein Wein gut wäre? Ich wollte, daß dir die Lampreten des Herrn Donats auch so gut bekommen wären, antwortete er. Chiaque fuhr fort, du hast mir zu essen gegeben, es war also billig, daß ich dir zu trinken gab. Wir sind nunmehro quitt, fieng Blondel wieder an, ich bitte dich, wir wollen ins künftige gute Freunde bleiben, und einander keine solchen Streiche mehr spielen.

Dianore verlangte von dem Ansaldo einen Garten, der im Monath Januar eben so schön, als im Monath May seyn sollte. Ansaldo verschaffte ihn, durch Hülfe eines Schwarzkünstlers. Der Mann der Dianore erlaubte ihr dem Ansaldo ihr Wort zu halten, ohne etwas von ihm zu nehmen. Ansaldo wollte aber eben so großmüthig seyn, als der Mann, und schlug es ab. Der Schwarzkünstler wollte in Ansehung der Großmuth beyden nichts nachgeben, und nahm auch nichts vor seine Arbeit, daß er den Garten hervor gebracht hatte.

Obschon Friaul ein kaltes Land ist, so ist es dennoch wegen seiner vielen schönen Berge, Flüsse und Springbrunnen sehr angenehm. Vormals war zu

Udina, der Hauptstadt dieses Landes, eine Frau, die so wohl wegen ihrer Geburt, als auch wegen ihrer Schönheit berühmt war. Ihr Name hieß Dianore, und war an einen redlichen und sehr reichen Mann verheyrathet, der Gilbert hieß. Die Verdienste dieser Schönen machten, daß sich ein grosser Herr, Nahmens Ansaldo, in sie verliebte, ein Mann, der unternehmend, und seiner Tapferkeit und Freygebigkeit halber berühmt war. Ob nun schon seine Liebe heftig war, und nichts vergaß, was ihn beliebt machen konnte, so hatte er dennoch das Unglück, nicht gehört zu werden. Die Schöne, welche sein Uberlauffen müde war, sahe ein, daß ihm das Weigern nur hitziger machte, und glaubte, daß sie seiner loß werden könnte, wenn sie eine Sache, die sie vor unmöglich hielte, von ihm verlangte. In dieser Absicht sagte sie eines Tages zu einer alten Frau, welche oft in sie drang: ihr gute Frau, ihr plaudert mir beständig vor, daß mich Ansaldo als sein Leben liebet; ihr bietet mir so gar von seinetwegen grosse Geschenke an. Von der Seite bin ich nicht zu gewinnen, und ich werde mich niemals entschliessen können, Vortheils halber zu lieben, ich will ihn aber freywillig lieben, und alles thun, was er verlangen wird, wenn er mich überzeugen kann, daß er mich so sehr liebet, als ihr mir es weiß machen wollet. Das, was ich verlange, um davon vollkommen überzeugt zu werden, ist dieses, daß er mir vor der Stadt auf künftigen Monath Januar einen Garten verschaffe, der mit Gras gezieret und mit Blumen und Früchten ausgeschmücket sey, so wie es im Monath May ist. Wenn er es aber nicht thun will, so

will ich ihn niemals sehen, noch von ihm reden hören. Und wenn er alsdenn fortfähret mir beschwerlich zu seyn, so werde ich mich deswegen bey meinem Mann und bey meinen Freunden darüber beschweren, welche schon ein Mittel finden werden, ihm das Maul zu stopfen. Da Ansaldo diese Antwort vernommen hatte, so sahe er wohl ein, daß es eine blosse Ausrede und ein Vorwand, seiner loß zu werden, wäre: Nichts desto weniger aber entschloß er sich, ob ihm schon die Sache ohnmöglich vorkam, zu versuchen, wie er sich daraus wickeln möchte. Er schickte überall herum, ob er nicht jemanden finden könnte, der ihm hierinne helfen und rathen könnte; endlich fand man einen Menschen, welcher vor eine grosse Belohnung, durch die schwarze Kunst es auszuführen, versprach. Da Ansaldo mit dem Schwarzkünstler des Preises wegen einig worden war, so erwartete er den Monath Januar mit Ungedult. Endlich kam er und brachte Schnee, Kälte, Eiß und überhaupt alles, was der Winter nur rauhes hat, mit. Weil der Schwarzkünstler die Regeln seiner Kunst wohl verstunde, so hatte er in Weyhnachten einen so angenehmen uud prächtigen Garten hervor gebracht, daß alle diejenigen, welche ihn sahen, einmüthig bekannten, daß sie niemals so was schönes mitten im Frühlinge gesehen hätten, weder in Ansehung des Grases, noch der Blumen, noch der Früchte, noch alles dessen, was die Annehmlichkeit eines Gartens in der schönen Jahreszeit ausmachte. Ansaldo sahe alle diese Schönheiten mit unaussprechlichem Vergnügen an. Er pflückte von den schönsten Früchten und Blumen ab, und lies sie

heimlich

heimlich zur Schönen bringen, welche zu gleicher Zeit gebeten wurde, daß sie nunmehro den verlangten Garten besehen möchte, damit sie von der Liebe, welche er zu ihr trüge, überzeugt würde. Man unterließ auch nicht sie an ihrem Versprechen zu erinnern. Die Schöne, welche schon viel wunderns-würdiges von diesem Garten hatte sagen hören, hatte kaum die überschickten Blumen und Früchte betrachtet, als sie bereuete, daß sie Gelegenheit dazu gegeben hätte. Es mochte ihr aber reuen, wie es wollte, so war sie dennoch so neugierig, wie die Weiber gemeiniglich sind, daß sie von einigen ihrer guten Freundinnen begleitet, den Garten zu besehen ging. Nachdem sie ihn wohl betrachtet, gelobet und bewundert hatte, so kehrte sie ausserordentlich verdrüßlich wieder nach Hause. Ihr Mißvergnügen war allzugroß, als daß sie es hätte verbergen, oder verstellen können. Ihr Mann merkte es auch, und wollte die Ursache davon wissen. Weil sichs aber die Schöne zu sagen schämte, so machte sie lange Schwürigkeiten: Allein, endlich wurde ihr so sehr zugesetzet, daß sie sich nicht entbrechen konnte, ihm die ganze Begebenheit von Anfange bis zu Ende zu erzählen. Der Mann erzürnte sich anfänglich; da er aber nachgehends vernünfftig überlegte, daß die Frau eine gute Absicht gehabt habe, so gab er sich ganz weislich zufrieden, und sagte zu ihr: eine kluge und ehrliche Frau muß niemals dergleichen Anträge anhören, noch weniger aber ihre Ehre, es sey auch unter was vor einer Bedingung es wolle, in Gefahr stellen. Die Worte, welche durch die Ohren ins Herz dringen, haben mehr

Gewalt

Gewalt als man glaubt. Es ist nichts so schwer, das verliebte Leute nicht sollten möglich machen: also habt ihr euch sehr vergangen, daß ihr nicht allein den Antrag angehöret, sondern auch Bedingungen eingegangen seyd. Nichts destoweniger, da ich die Güte eures Herzens kenne, erlaube ich euch (welches ein anderer nicht leichtlich thun würde) euer Wort zu halten: und dieses darum, weil mir der Schwarzkünstler Furcht verursacht, er könnte uns aus Verdruß und Rache etwas Trauriges anthun lassen. Ich verlange also, daß ihr zum Ansaldo gehet und euch Mühe gebet euch von euren Worten loß zu machen, ohne daß meine und eure Ehre darunter leide: Wenn ihr es aber nicht ändern könnet, so leihet ihm vor diesesmal euern Leib; aber nicht euern Willen. Da die Schöne dieses hörete, so weinte sie, und sagte zu ihrem Manne, daß sie diese Gefälligkeit von ihm nicht verlangte. Da ihr aber der Mann sagte, daß er ausdrücklich verlangte, daß sie dieses thun sollte, so gieng sie den folgenden Tag mit zwey Bedienten und einer Magd zum Ansaldo. Er wunderte sich sehr, als man ihm sagte, daß Dianore ihn zu sprechen verlangte. Ihr sollet Zeuge seyn, sagte er zum Schwarzkünstler, wie viel mir eure Kunst hilft: Und hierauf empfieng er die Schöne. Sie giengen zusammen in ein schönes Zimmer, wo ein grosses Feuer angemacht war; und nachdem man sich niedergesetzet hatte, so sagte Ansaldo, ich bitte euch, Madam, um der Liebe willen, welche ich seit langer Zeit vor euch gehabt habe, daß ihr nicht übel nehmet, wenn ich so frey bin euch zu bitten, mir die wahre Ursache zu entdecken, welche mir heute die Ehre

re eures Besuchs verschafft. Die Schöne erröthete und antwortete, fast weinend: Die Freundschafft, welche ich vor euch habe, mein Herr, macht nicht daß ich hieher komme, auch nicht das Versprechen, welches ich euch gethan habe; sondern lediglich der Befehl meines Mannes, welcher mir, da er über die Beschwerlichkeiten eurer strafbaren Liebe empfindlicher ist, als über seine oder meine Ehre, befohlen hat euch zu besuchen. Hier bin ich also, alles das, was ihr nur von mir verlanget, zu thun, aber nur vor dieses einzigemal. Setzte der Anfang dieses Gesprächs den Ansaldo in Erstaunen, so erstaunte er über das Ende desselben noch vielmehr, er wurde gerühret, da er die Schöne so reden hörete, noch viel mehr aber rührte ihn die Gütigkeit des Mannes, so daß seine Neigung damals anfing sich in Mitleiden zu verwandeln. Da es so stehet, antwortete Ansaldo, so behüte mich Gott davor, daß ich einem Manne, der mit meiner Liebe Mitleiden hat, einige Schmach anthun sollte. Ihr werdet mir einen grossen Gefallen erzeigen, wenn ihr so lange hier bleibet, als es euch gefällt, ich werde euch aber weder schlimmer noch besser begegnen, als wenn ihr meine leibliche Schwester wäret. Alles, warum ich euch bitte, Madam, bestehet darinne, daß ihr euerm Mann von meinetwegen Dank abstattet, und zugleich versichert, daß ich von nun an sein Freund und Diener seyn will. Wenn ich eure Redlichkeit betrachte, sagte die Schöne, die mehr als iemals vergnügt war, hierauf, so konnte ich mir nicht einbilden, daß ihr fähig wäret, sie zu verleugnen: und ich versichere euch, daß ich keine geringere Großmuth

von

von euch erwartete. Ich werde euch ewig davor verbunden seyn; und hierauf nahm sie Abschied und begab sich weg, ihrem Mann von dem Erfolg ihrer Reise Rechenschafft zu geben. Der Mann fand dieses Verfahren so großmüthig, daß er seit dem den Ansaldo als einen Menschen von einer sonderbahren Tugend betrachtete, und iederzeit einer von seinen vertrautesten Freunden war. Der Schwarzkünstler, dem Ansaldo seinen verdienten Lohn bezahlen wollte, war von dem, was der Mann vor den Liebhaber seiner Frau, und der Liebhaber, vor die Schöne gethan hatte, so eingenommen, daß er nicht der letzte in der Großmuth seyn wollte, und schlug die Belohnung, die er hätte bekommen sollen, aus. Ansaldo that alle mögliche ihn dahin zu vermögen, daß er entweder alles, oder nur zum wenigsten einen Theil davon annehmen möchte: Er konnte es aber niemals dahin bringen, so, daß der Schwarzkünstler, da er seinen Garten wieder weg geschaffet hatte, sich nach Hause begab.

Die Großmuth konnte nicht weiter getrieben werden. Ansaldo liebte auf das heftigste, und da seine Liebe am stärksten war, und alles zu hoffen Ursache hatte, so ließ er die Schöne, die ihm so viel Mühe gekostet, und mit welcher er Recht hatte zu machen was er wollte, aus blosser Grosmuth fahren.

Sophro-

Sophronia glaubte des Gisippus Frau zu seyn, war aber des Titus Quintus Fulvius seine, der sie mit nach Rom nahm. Gisippus kam einige Zeit hernach, da er in dem äusersten Elend war, auch dahin, und da er meynte, daß ihn Titus vergessen hätte, so klagte er sich eines Mordes wegen an, damit er sein Elend nicht überleben möchte. Titus erkannte ihn, nachdem er zum Tode verurtheilet worden war, befreyete ihn aber wieder dadurch, daß er sich selbst anklagte. Der wahre Mörder, der durch diese Großmuth gerühret worden war, sezte die Sache ins Licht, und gab sich selbst an. Cäsar, der von einer so schönen That eingenommen wurde, verziehe dem Schuldigen, aus Liebe gegen die Unschuldigen.

Zur Zeit des Octavius Cäsar, da er noch nicht den Namen Augustus führete, dennoch aber das Reich

unter

unter dem Tittel eines Decemvirs regierte, war zu Rom ein berühmter Bürger, Nahmens Publius Quintus Fulvius, der einen Sohn hatte, der Titus Quintus Fulvius hieß, und schon in seiner Jugend grosse Hoffnung von sich gab. Sein Vater schickte ihn nach Athen, daß er daselbst die Philosophie studiren sollte, und übergab ihn einem alten Freunde, den er da hatte, welcher Chremes hieß: dieser nahm ihn zu sich in sein Haus, und ließ ihn mit seinem Sohne, welcher mit ihm gleiches Alters war, unter dem Philosophen Aristippus studiren. Die Sitten und die Neigungen dieser beyden jungen Leute waren einander so gleich, daß diese Gleichheit unter ihnen eine Freundschafft stiftete, die bis an ihrem Tode währete. Sie hatten keinen vergnügten Augenblick, wenn sie nicht beysammen waren, und konnte keiner ohne dem andern leben. Da sie beyde einen guten und aufgeweckten Verstand hatten, so brachten sie es in der Philosophie sehr weit, und wurden von allen Leuten, die einen guten Geschmack hatten, bewundert. Der gute Mann, der Chremes, war über eine so vollkommene Freundschafft so vergnügt, daß er keinen Unterschied unter ihnen machte, und sie beyde mit gleicher Zärtlichkeit liebte. Drey Jahr vergiengen in diesem beyderseitigen Vergnügen: Weil aber auf dieser Welt keine dauerhafte Glückseeligkeit ist, und die Menschen den Zweck, worzu sie geschaffen sind, vergessen würden, wenn die Weisheit Gottes ihre Vergnügungen nicht mit einigem Misvergnügen vermischete, so gieng Chremes, da er schon ziemlich bey Jahren war, aus dieser Welt in die andere, die beyden jungen Leute

waren sehr betrübt darüber, und es war schwer zu errathen, welcher von beyden den meisten Trost nöthig hätte. Einige Zeit hernach, kamen die Freunde des Grisippus (so hieß der Sohn des Chremes) und riethen ihm, in Gegenwart seines Freundes, daß er sich verheyrathen sollte. Sie schlugen ihm ein Mädchen aus Athen vor, die ohngefehr funfzehn Jahr alt war, und Sophronia hieß, überdieses war sie schön, verständig, und von ansehnlicher Geburt. Da sie dem Grisippus gefiel, und die Heyrath fast sollte vollzogen werden, so bat er seinen Freund, daß er ihn zu seiner Liebste begleiten möchte, weil er sie noch nicht gesehen hätte. Titus fand, daß sie so viel Annehmlichkeiten, ja, mit einem Worte, so viel Vollkommenheiten besaß, daß er aus ihrem Hause verliebter als jemand gieng. Da Titus allein war, so konnte er sich nicht enthalten an die Schöne zu gedenken, und ie mehr er an sie dachte, ie mehr wuchs seine Neigung. Wenn er sich aber vorstellete, daß er eine entsetzliche Niederträchtigkeit begehen würde, wenn er der Mitbuhler eines Freundes, den er mehr als sich selbst liebte, werden wollte, so that er sich erstaunlichen Zwang an, seine Neigung zu überwinden. Wie unglücklich bin ich nicht, sagte er bey sich selbst! Woran denke ich? Ich bin der Familie des Chremes auf tausenderley Art verpflichtet, und Grisippus ist ein Freund, der mir lieb ist. Kann ich ihn nun wohl mit Ehren betrügen, und muß ich nicht vielmehr die Sophronia mit eben so viel Hochachtung ansehen, als wenn sie meine leibliche Schwester wäre? Muß ich mich einer blin-

den Neigung, die mich betrüget, und einer falschen Hoffnung, die mich verführet, überlassen? Nein, ich muß mich meiner Vernunft bedienen, meine Begierden mäßigen, und an etwas anders denken. Ich muß meine Neigungen in ihrer Geburt ersticken, und über mich selbsten einen so herrlichen Sieg gewinnen. Mein Verlangen ist weder ehrbar noch redlich. Ueberdieses ist der Ausgang sehr ungewiß; wenn er es aber auch nicht seyn würde, so muß ich meine Liebe der Freundschafft und der Pflicht aufopfern. Dieses verlanget die Vernunft. Wenn er die Sophronia hätte vergessen können, so würde er keine Mühe gehabt haben seinen Entschluß zu halten: sobald er sie aber sich so schön und liebenswürdig, als er sie gesehen hatte, vorstellte, so machte er ganz widrige Ueberlegungen. Die Gesetze der Liebe, sagte er, sind ohne Widerrede die stärksten: sie brechen nicht allein die menschlichen, sondern auch die göttlichen Gesetze. Man hat mehr als einmal gesehen, daß Väter ihre Töchter, Brüder ihre Schwestern, und Stiefmütter ihre Stiefsöhne geliebet haben, mit wie viel mehrerm Rechte kann ein Freund die Liebste seines Freundes lieben. Ueberdieses bin ich jung, und die Jugend ist das Eigenthum der Liebe. Was also der Liebe gefällt, muß mir auch gefallen. Ich muß wollen, was sie will, und ältern Leuten diese ernsthafte Liebe überlassen. Sophronia verdienet die Liebe der ganzen Welt, und ich kann nicht strafbar seyn, daß ich sie liebe. Ich liebe sie nicht, weil sie mit dem Grisippus verlobt ist; sondern

dern darum, weil ich sie auch würde geliebet haben, wenn sie schon eines andern Frau gewesen wäre. Das ist ein Fehler des Glücks, daß es diese Schöne meinem Freunde, und nicht einem andern gegeben hat. Wenn es nun nothwendig ist, daß sie muß geliebet werden, wie es denn auch ihre Schönheit würklich verdienet, so muß es dem Grisippus lieber seyn, daß ich sie liebe, als ein anderer. Da er hierauf wieder zu sich selbst kam, so riß er alles wieder ein, was er gebauet hatte, und redete bald für, bald wider seine Liebe, so, daß er nicht allein den Tag und die folgende Nacht, sondern auch viele andere in dieser Ungewißheit zubrachte. Weil er weder aß noch trank, so wurde er so schwach und hinfällig, daß er sich genöthiget sahe das Bette zu hüten. Da Grisippus sahe, daß er krank wurde, und ihn schon zuvor verschiedene Tage so traurig gesehen hatte, so that es ihm sehr leid und kam nicht von seinem Bette weg. Er that alles, was er konnte, ihn zu trösten, und fragte ihn beständig auf eine recht dringende Art, nach der Ursache seiner Traurigkeit und Krankheit. Titus sagte ihm verschiedene Ursachen, ohne ihm iedoch die wahre zu entdecken. Da dieses Grisippus merkte, und von neuen wieder in ihn drang, so machte er dadurch, daß er weinete, und verschiedne Seufzer ausstieß. Der Tod, antwortete er, mein Grisippus, würde mir viel angenehmer gewesen seyn, als das Leben, wenn es die Götter hätten haben wollen. Das Glück setzet mich in die grausame Nothwendigkeit, meine Standhaftigkeit und Tugend auf

 die

die Probe zu stellen, und ich habe das Mißvergnügen, zu empfinden, daß sie unterliegen. Was mich noch tröstet, ist dieses, daß ich hoffe, daß mir der Tod bald zu Hülfe kommen, und mich von der schmerzhaften Erinnerung meiner wenigen Herzhaftigkeit befreyen werde. Ich kann und darf euch nichts verhehlen, mein Grisippus: Ich kann euch aber, ohne zu erröthen, nicht sagen, daß ich einen grossen Streit in meiner Seele empfunden habe, seitdem ihr mir die Sophronia gezeiget habet: Die Liebe streitet mit den Pflichten der Freundschafft, und die Liebe überwindet, aller meiner Betrachtung ohnerachtet. Die Kämpfe der Seelen sind vor einen empfindlichen Menschen viel gefährlicher, als die blutigsten Schlachten. Ich verdamme mich selbst. Es ist Niederträchtigkeit in meiner Handlung, ich weiß es so wohl, als ich empfinde, daß sie mir das Leben kosten wird. Die Thränen, welche hierauf im Ueberfluß kamen, verhinderten ihn fortzufahren. Wenn es weiter nichts brauchte, antwortete Grisippus, als mein Leben hinzugeben, das eurige zu erhalten, so würde mein Entschluß leicht gefasset seyn: Da es aber die Sophronia betrifft, so braucht es einige Zeit sich zu entschliessen. Entschliesset euch nicht, Grisippus, sagte Titus darauf: Ich entdecke euch mein Unglück nicht, daß ihr einige Linderung davor suchen sollet; sondern euch zu bitten, daß ihr mich vor die zwey Personen, die ich auf der Welt am meisten liebe, sterben lasset. Wenn ihr auch so viel Großmuth besässet, daß ihr zu meiner Gesündheit was beytragen wolltet, so merke

ich doch wohl, daß es nicht mehr von euch abhanget. Ihr werdet mir viel mehr Vergnügen machen, wenn ihr euch euer Glück zu Nutze machet, und einen Unglücklichen, dessen Schmerzen ihr vermehren würdet, wenn es euch nur eine einzige schmerzhafte Ueberlegung kosten sollte, sterben lasset. Grisippus, welcher weinete, daß er seinen Freund weinen sahe, oder vielmehr, weil er genöthiget wurde, ihm etwas aufzuopfern, das ihm so schwer ankam, beschloß endlich, nachdem er lange genug nachgedacht hatte, daß ihm das Leben des Titus kostbarer als die Sophronia seyn müßte. Wäret ihr nicht in dem elenden Zustande, worinne ihr seyd, fieng Grisippus wieder an, so würde ich mich bey euch über euch selbst beklagen. Ich habe niemals etwas vor euch geheim gehalten, und ihr habt mir eure Neigung verheelet, und zu gleicher Zeit dadurch unsere Freundschafft verletzet. Saget nun nicht, daß ihr euch nicht unterstanden habet, mir eure Neigung, weil sie nicht redlich gewesen wäre, zu entdecken. Gute Freunde müssen einander Gutes und Böses sagen: und da man sich ein Vergnügen macht, an seinem Freunde Gesinnungen der Grosmuth wahrzunehmen, so macht man sich auch eine Pflicht daraus, ihm dasjenige, was wider die Ehrbarkeit läuft, aus dem Sinne zu reden. Ich wundere mich gar nicht, daß ihr die Sophronia liebet: Ich würde mich aber vielmehr wundern, wenn ihr sie nicht liebtet, da ihr einen so guten Geschmack habet. Die Liebe, welche ihr also zu ihr habet, ist

rechtmäßig: Ihr habt aber Unrecht, daß ihr euch über das Glück beklaget, welches sie mir zur Frau bestimmet hat. Das, was ihr als ein Uebel betrachtet ist die gröste Wohlthat, die euch jemals widerfahren konnte. Wenn die Götter die Sophronia einem andern als mir gegeben hatten, so würde er der Erhaltung eines so grossen Schatzes alles aufgeopfert haben. Von mir aber müsset ihr ganz etwas anders erwarten, wenn ihr mich vor einen so guten Freund haltet, als ich es würklich bin. Bis hieher habe ich nichts gehabt, welches nicht so wohl euer, als meine gewesen ist. Wenn es mit meiner Heyrath mit Sophronien schon soweit gekommen wäre, daß ich mich nicht mehr davon lossagen könnte, so würde ich es so machen, wie mit den übrigen: aber die Sache ist noch so, daß ich euch die Schöne abtreten kann, und dieses bin ich auch willens zu thun. Was würdet ihr wohl aus meiner Freundschafft machen, wenn ich bey einer Sache, die ich ganz wohl thun kann, meinen Willen dem eurigen nicht unterwerffen wollte? Ich habe mich mit der Sophronia verlobet, es ist wahr; ich liebe sie auch heftig: Da ihr sie aber noch heftiger liebet, als ich, und ihr ihre Verdienste besser kennet, so könnet ihr euch darauf verlassen, daß sie euch, und nicht mir, zugehöre. Vertreibet also diese traurige Betrübniß, welche euch verzehret, fasset einen Muth, machet, daß ihr wieder gesund werdet, und erwartet von nun an die Belohnung mit Freuden, welche ich ohne Niederträchtigkeit der großmüthigsten Freundschafft, die iemals gewesen ist, nicht abschlagen kann.

Dieses

Dieses Gespräche setzte den Titus in neue Verwirrung. Wenn ihm die angenehme Hoffnung, die Schöne zu erhalten, Freude verursachte, so machte ihn die Großmuth seines Freundes beschämt, und die Vernunft machte, daß er beschloß, das Opfer, welches Grisippus ihm thun wollte, nicht anzunehmen. Er fieng hierauf wieder so sehr an zu weinen, daß er kaum Zeit hatte, diese kurze Antwort zu geben. Ein so großmüthiges Verfahren, mein Grisippus, ist eine schöne Lehre vor mich. Die Freundschaft, welche euch beweget, mir dieses Anerbiethen zü thun, beweget mich auch, es nicht anzunehmen. Die Götter sind weise, und sie würden euch die Sophronia niemals bestim̃t haben, wenn sie nicht gesehen hätten, daß ihr sie eher als ich, verdienet. Lebet glücklich mit ihr, und lasset mich unter meinen Thränen sterben, weil mich die Götter dazu bestimmt haben. Komme ich auf, so wird es euch eine Ursache einer Vergnügung seyn; wenn ich aber unter meinem Schmerz erliege, so werde ich dabey das Ende meiner Mühseeligkeiten finden. Grisippus antwortete, wenn die Freundschafft berechtiget ist, sich des Zwanges zu bedienen, so erlaubet mir, daß ich mir dieses Privilegium zu Nutze mache, um euch zu nöthigen, das Anerbiethen, welches ich euch herzlich gerne thue, anzunehmen. Lasset mein Bitten statt finden. Es hanget bloß von euch ab, die Sophronia zu besitzen. Ich weiß, was die Liebe vermag, und es ist mir ganz wohl bekannt, daß eine grosse Menge Leute durch sie um ihr Leben gekommen sind. Ich sehe, daß ihr einem unglücklichen Ende so

nahe seyd, daß ich nicht hoffen kann, daß ihr euern Schmerz überleben könnet. Auf euern Tod wird der meinige folgen: Wenn ich euch also blos aus Vortheil liebete, so muß mir euer Leben, meines Lebens wegen, lieb seyn. Ihr liebet die Sophronia zu sehr, als daß ihr eine andere lieben könntet, und ich glaube Entschlossenheit genug zu besitzen, mich von ihr loszumachen, eine andere zu lieben, und uns beyde zu vergnügen. Ich würde vielleicht nicht im Stande seyn dieses zu thun, wenn die Weiber so rar wären, als die Freunde. Da es mir aber leichte ist eine andere Frau zu finden, und hingegen sehr schwer fallen würde, einen andern Freund zu finden, so will ich sie euch lieber geben, als euch verliehren. Wenn ihr mich also so sehr liebet, als ich euch liebe, so besinnet euch nicht lange, die Belohnung, welche eure Liebe zur Sophronia verdienet, anzunehmen. Ob sich nun schon Titus schämete, darein zu willigen, so antwortete er doch mit einer Miene, welche die Verwirrung seiner Seele nur mehr als zu wohl anzeigte, da seine Liebe und das dringende Anhalten seines Freundes seinen Entschluß überwunden hatte: Wenn ich euer Bitten statt finden lasse, mein Grisippus, und daß ihr das, was ihr, wie ihr saget, so sehr wünschet, so thue ich es mit äusserstem Widerwillen. Eure Großmuth aber ist so groß, daß ich ihrer unwürdig zu seyn glauben würde, wenn ich auf meiner Weigerung beharrete. Dennoch aber will ich euer großmüthiges Anerbiethen nicht anders annehmen, als wenn ich bekenne, daß ich euch nicht allein die Person, welche ich

auf

auf der Welt am meisten liebe, sondern auch mein eigen Leben zu verdanken habe. Ihr habet mehr Mitleiden mit mir, als ich mit mir selbst habe, und mein gröster Wunsch ist dieser, daß mir die Götter so viel Leben verleihen, daß ich euch von der Erkenntlichkeit, welche ich vor die mir erzeigte Güte habe, überzeugen kann. Es braucht also weiter nichts, als die Mittel ausfündig zu machen, wie die Sache ausgeführet werden soll.

Grisippus schlug ein Mittel vor, welches vor gut befunden wurde. Sophronia ist mir auf eine solche Art bewilliget worden, sagte er, daß ich ohnfehlbar, wenn ich aniezo sagte, daß ich sie nicht haben wollte, meine und ihre Freunde erzürnen würde. Ich würde mich über diesen Zufall trösten, wenn ich es dadurch dahin bringen könnte, daß ihr die Sophronia bekämet: Aber ich befürchte, daß ihre Freunde, wenn sie einmal aufgebracht worden sind, sie einem andern geben; so daß man am Ende sehen würde, daß ich verlohren, und ihr nichts gewonnen hättet. Also halte ich vors beste Mittel, daß ich fortfahre, wie ich angefangen habe. Ich werde sie heyrathen, ich werde die Hochzeit mit ihr halten, ich werde sie in mein Hauß bringen, und alsdenn werden wir schon ein Mittel finden, daß ihr die Nacht bey ihr, als bey eurer Frau schlaffen könnet. Wir werden immer noch Zeit genug haben die Sache zu offenbahren. Sind ihre Freunde damit zufrieden, wohl gut; wo nicht, so ist die Sache einmal geschehen, und sie werden wider ihren Willen zufrieden

seyn müssen. So bald Titus wieder gesund war, so heyrathete Grisippus die Schöne. Es wurde eine prächtige Hochzeit gehalten, und als die Weiber die Braut ins Bette gebracht hatten, so begab sich ein jedes weg. Das Zimmer des Titus stieß an des Grisippus seines, und man konnte aus einen ins andere gehen. Da nun dieser die Lichter ausgelöschet hatte, so gieng er ganz sachte in das Zimmer seines Freundes, und sagte zu ihm, daß er sich nunmehro mit seiner Frau zu Bette legen sollte. Titus war beschämt, daß er in Ansehung der Großmuth sollte überwunden werden, und machte einige Schwierigkeiten es zu thun, aber Grisippus, dessen Herz aufrichtig, und dessen Freundschafft vollkommen war, zwang ihn, daß er endlich gieng. So bald Titus zu ihr kam, so fragte er sie ganz sachte, indem er sie dabey careßirte, ob sie seine Frau seyn wollte? Die Schöne, die ihn vor den Grisippus hielt, antwortete sogleich ja, Titus sagte hierauf, ich will auch euer Mann seyn, und indem er dieses sagte, so steckte er ihr einen Ring von hohen Werthe an den Finger. Nach dieser Ceremonie, welche dabey nöthig war, wurde die Ehe vollzogen, ohne daß die Schöne gemerket hätte, daß sie mit einem andern, als mit dem Grisipus zu thun habe. Unterdessen starb des Titus Vater, und er erhielt Briefe, worinne ihm gemeldet wurde, daß er sobald als möglich, nach Rom zurück kommen sollte, um seine Sachen in Ordnung zu bringen. Die Briefe waren dringend, und Titus hatte beschlossen, ohne Zeitverlust abzureisen, und die Sophronia mitzunehmen; welches

aber,

aber, ohne ihr den Zustand der Sachen zu entdecken, nicht geschehen konnte, noch durfte. Es wurde also beschlossen ihr zu sagen, wie alles zugegangen wäre. Die Schöne konnte es anfangs nicht glauben; Titus aber überzeigte sie durch so viel geheime besondere Dinge, daß sie darüber erstaunte. Nachdem sie über den Streich, welchen ihr Grisippus gespielt haben sollte, genug geweinet und geklaget hatte, so gieng sie zu ihren Eltern, und erzählete ihneu diese Begebenheit. Die Freunde erfuhren nachgehends den Betrug auch, und ein ieder ärgerte sich darüber. Auch so gar die Freunde des Grisippus wurden böse darüber. Auf allen Seiten war Zank, wovon Grisippus die Ursache war. Die Freunde der Sophronia, welche am meisten dabey intereßirt waren, machten auch den grösten Lärm, und sagten, daß Grisippus nicht allein strafbar wäre, sondern auch mit einer harten Strafe müste beleget werden. Grisippus hingegen sagte, daß, wenn man schon Ursache hätte sich über ihn zu beklagen, man es ihm dennoch Dank wissen müste, daß er die Sophronia besser verheyrathet hätte, als sie bey ihm gewesen seyn würde. Titus hörete alles dieses mit an, und zwar äuserst verdrießlich darüber, aber endlich faßte er einen Entschluß, wozu ein römisches Herz nöthig war, denn da er der Griechen ihre Art kannte, und wuste, daß sie Leute wären, welche einen grossen Lärm machten, wenn sie wenig Widerstand fänden, daß sie hingegen augenblicklich nachgäben, sobald sie sähen, daß iemand Herzhaftigkeit besässe. Er versammlete die Freunde

des

des Grisippus und der Sophronia in einen Tempel, und hielte ihnen, da ihm niemand als sein Freund beystand, folgende Rede: Viele Weltweisen glauben, daß die sterblichen Menschen nichts thun, was durch die unsterblichen Götter nicht wäre beschlossen worden: Also wollen einige, daß das, was geschicht, nothwendig geschehen müsse. Andere schrenken diese Nothwendigkeit blos auf die Dinge, welche schon geschehen sind, ein. Wenn man diese Meynungen ein wenig aufmerksam betrachtet, so wird deutlich erhellen, wenn man das, was geschehen ist, und sich nicht ändern lässet, verdammen will, dadurch so viel gesaget werde, daß man weiser sey, als die Götter, welche wir doch vor untrüglich halten müssen. Welche Thorheit? welches Vorurtheil, welche Tollheit ist es nicht, dem, was die unsterblichen Götter thun, zu widersprechen. Ihr seyd solche Verwegene, wenn es wahr ist, daß ihr, wie man sagt, nicht aufhöret, wider meine Heyrath mit der Sophronia, welche ihr an den Grisippus verheyrathet zu haben glaubt, zu schreyen, ohne zu betrachten, daß die unsterblichen Götter mir sie zur Frau bestimmt haben. Ohne aber von der heimlichen Vorsehung der Götter zu reden, welche einigen hart und schwer zu begreifen scheinet, so wollen wir annehmen, daß sich die Götter um die Handlungen der Sterblichen ganz und gar nicht bekümmern, und wollen blos auf die menschliche Vernunft aufmerksam seyn. Dieserwegen werde ich mich genöthiget sehen, zweyerley zu thun, das meiner Natur sehr zuwider ist. Das eine wird seyn, daß ich mich ein wenig lobe:

und

und das andere, andere zu tadeln. Da ich bey alledem nichts als die Wahrheit nöthig habe, so werde ich mich so sehr, als es der Gegenstand erfodert, daran halten. Eure Klagen sind vielmehr auf Unsinn, als auf Vernunft gegründet. Ihr machet beständig Satyren und erwecket wider den Grisippus Aufruhr, weil er mir die zur Frau gegeben hat, welche ihr ihm gegeben zu haben glaubtet. Ihr tadelt ihn einer Handlung wegen, welche ich vor sehr lobenswürdig halte, und sehet, hier sind die Ursachen, warum ich sie für lobenswürdig halte. Erstlich hat er die Pflicht eines wahren Freundes erfüllet. Zum zweyten hat er viel klüger gehandelt als ihr würdet gethan haben. Ich will anietzo die Pflichten der Freundschafft nicht untersuchen. Ich will mich begnügen, euch zu sagen, daß das Band der Freundschafft bey vielen Dingen stärker ist, als das Band der Verwandtschafft. Wir wählen unsere Freunde; aber unsere Verwandten wählen wir nicht: denn das blosse Glück verschafft uns dieselbe. Grisippus, da er mein Freund war, hat mehr aus meinem Leben, als aus eurer Wohlgewogenheit gemacht. Es muß sich niemand darüber wundern. Drittens. Er hat besser gehandelt, als ihr würdet gethan haben. Ihr habet die Sophronia dem Grisippus, einem jungen Menschen und Philosophen gegeben, und Grisippus hat sie einem andern jungen Menschen und Philosophen wieder gegeben. Ihr hattet sie einem Athenienser gegeben, und er einem Römer. Ihr hattet sie einem ehrlichen, von Geburt berühmtem Manne gegeben, und

er

er auch einem ehrlichen von Geburt noch berühmtern Manne. Ihr hattet sie einem reichen Manne gegeben, und er hat sie einem noch reichern gegeben. Ihr hattet sie einem Menschen, der sie nicht allein nicht liebte, sondern der sie auch kaum kannte, gegeben, und er hat sie einem Menschen gegeben, der sie mehr liebet und hochachtet, als sein eigen Leben. In Wahrheit, er ist ein Athenienser, und ich ein Römer. Wenn es aber darauf ankommt, von dem Ruhme dieser beyden Städte zu reden, so sage ich, daß Rom eine freye und Athen eine zinsbare Stadt sey. Rom ist das Haupt der Welt und Athen ist unter dessen Gewalt. Rom ist wegen seiner Waffen und wegen seines weitläuftigen Reiches, und schönen Wissenschafften berühmt. Athen aber ist es allein durch die Wissenschafften. Ueberdieses ob ihr gleich sehet, daß ich hier studiere, und eine mittelmäßige Figur mache, so bildet euch deswegen doch nicht ein, daß ich von niedriger Geburt sey. Meine Häuser und die öffentlichen Oerter sind mit Statuen von meinen Vorfahren gezieret, und wenn ihr in den Jahrbüchern nachsuchet, so werdet ihr finden, daß die Quintus oft die Ehre des Triumphs erhalten haben. Die Jahrhunderte haben den Ruhm unsers Namens nicht ausgelöschet. Er ist anjetzo berühmter als jemals. Ich will nicht von meinen Reichthümern reden, weil ich überzeuget bin, daß eine ehrliche Armuth bis auf den heutigen Tag der gröste Schatz berühmter Männer gewesen ist. Wenn ihr dieses vor eine falsche Meynung haltet, und so grosses Wesens von euern Reichthümern machet,

chet, so muß ich euch sagen, daß ich deren, Dank sey es dem Glück, und nicht der Herschucht und dem Geitze, genug habe. Ich begreiffe sehr wohl, daß ihr auf den Grisippus, da er aus eurer Stadt gebürtig ist, grosse Rechnung gemacht habet, gleich als auf einen Bundsgenossen, der euch Dienste hätte leisten können; ich kann euch aber eben so viel Dienste zu Rom erzeigen, als euch Grisippus hier würde haben erzeigen können. Warum wollet ihr nicht glauben, daß ihr an mir zu Rom einen hurtigen standhaften Freund, einen Beschützer und eine Stütze eurer öffentlichen und Privatangelegenheiten habet? Aus diesen allen schliesse ich, daß Grisippus weißlicher gehandelt hat, als ihr würdet gethan haben. Also ist Sophronia wohl verheyrathet, weil sie an Titus Quintus Fulvius verheyrathet ist, der seines alten Hauses wegen berühmt, ein reicher Bürger zu Rom, und ein Freund des Grisippus ist; diejenigen, welche demnach nicht wohl damit zufrieden sind, thun weder ihre Schuldigkeit, noch wissen, was sie thun. Vielleicht, könntet ihr mir sagen, wenn Sophronia nach den ordentlichen Gesetzen an den Titus wäre verheyrathet worden, so würden wir nichts darwider einzuwenden haben: Da er sie aber auf eine betrügerische Art, und ohne Wissen ihrer Freunde genommen hat, so beklagen wir uns billig darüber. Hierauf antworte ich, daß wir viele Exempel von gleicher Art haben. Wie viel Mädchen sind nicht, welche sich wider ihrer Eltern und Freunde willen verheyrathet haben, andere sind mit ihren Liebhabern in fremde Länder gegangen; noch

and re haben ihre Ehe erst durch ihre Schwangerschafft, oder Niderkunft bekandt gemacht, so ist es aber mit der Sophronia nicht, Grisippus hat sie mir auf eine ehrliche und ordentliche Art gegeben. Aber, könntet ihr mir vielleicht noch einwenden, sie ist von einem Menschen verheyrathet worden, der kein Recht dazu hatte. Fängt etwa das Glück erst heute an, neue Mittel anzuwenden, gewisse Sachen, auf den Punkt, welchen das Schicksaal bestimmt hat, zu leiten? Was verschlägt mirs, ob sich ein Philosoph oder ein Schuster mit meinen Sachen beschäftiget, wenn ich nur bedienet werde? Wenn ich wüste, daß der Schuster unbesonnen wäre, so würde ich ihm meine Vortheile nicht anvertrauen: ich würde ihm aber dennoch vor das, was er wohl ausgerichtet hätte, danken. Grisippus hat die Sophronia wohl verheyrathet, und was liegt daran, wie er es gethan hat? Wenn ihr seiner Klugheit nicht trauet, so gebet ihm nicht mehr eure Töchter zu verheyrathen: Danket ihm aber, daß er zum wenigsten eine wohl verheyrathet hat. Ich habe die Sophronia, nicht verstohlner Weise, wie ihr saget, in einer unehrlichen Absicht und eure Ehre zu schänden, geheyrathet. Ihre Tugend und ihre Schönheit haben mich gereitzet, und weil ich einen Korb zu bekommen befürchtete, wenn ich ordentlich darum anhielte, so habe ich mich dieses unschuldigen Kunstgriffes bedienet. Ueberdieses habe ich nichts ohne ihre Einwilligung gethan: Und sie wird euch sagen, daß sie sich erklärete, da ich ihr den Ring gab, daß sie meine Frau seyn wollte. Es ist

wahr,

wahr, daß sie mich vor den Grisippus hielt: Das ist aber ihre Schuld, daß sie nicht fragte, wer ich wäre? Sehet, dieses ist das grosse Unglück, welches ich und Grisippus angerichtet haben. Dieses grossen Verbrechens wegen, drohet ihr täglich, ihn in Stücken zu zerreissen. Würdet ihr ihn wohl was mehrers anthun; wenn er die Sophronia an einen Lasterhaften, oder an einen Sclaven verheyrathet hätte? Das mag aber alles seyn; anjetzo will ich euch nur sagen, daß mein Vater gestorben ist, und daß ich ohne Zeitverlust nach Rom zurück kehren muß. Und da ich willens bin die Sophronia mitzunehmen, so hat mich dieses genöthiget, euch dieses zu sagen: welches ich vielleicht nicht würde gethan haben, Ihr werdet weißlich handeln, wenn ihr es wohl aufnehmet, und werdet mit dem, was geschehen ist, zufrieden seyn. Wenn ich willens gewesen wäre, euch einen Possen zu spielen, und die Sophronia zu verachten, so hätte ich sie euch nur lassen, und, ohne ein Wort zu sagen, mich wegbegeben dürffen; aber ein Römer, der so wie ich denket, ist einer so niederträchtigen Gedanke nicht fähig. Sophronia ist mein, vermöge der göttlichen Befehle, ingleichen der menschlichen Gesetze, aus Großmuth meines Freundes und durch die unschuldige List, welche mir die Liebe eingegeben hat; und ihr, die ihr klüger seyn wollet, als die Götter, oder als andere Menschen, ihr machet mir ein so offenbahres Recht streitig. Ihr begehet an mir zweyerley Ungerechtigkeiten, worüber ich sehr empfindlich bin. Ihr haltet mir die Sophronia zurück, worüber ihr doch nicht mehr Recht habt als mir euch zu geben gefällt; und

drohet dem Grisippus, dem ihr doch Dank schuldig seyd. Ich endige nunmehro und rathe euch als ein guter Freund, euern Haß und Widerwillen zu unterdrücken, und mir die Sophronia wiederzugeben, so werde ich vergnügt von hier abreisen, und iederzeit, wenn ich auch entfernet bin, die Pflicht eines redlichen Verwandten, und eines wahren Freundes erfüllen: Thut ihr es aber nicht, so erkläre ich euch, daß ich den Grisippus mitnehmen werde, und wenn mir die Götter die Gnade verleihen, daß ich einmal nach Rom bin, so wird mirs gar nicht an Mitteln fehlen, die Sophronia auch wider euern Willen zu erlangen; und alsdenn werdet ihr aus der Erfahrung lernen, wie sehr der gerechte Zorn der Römer zu fürchten sey.

Da Titus ausgeredet hatte, nahm er den Grisippus bey der Hand, und gieng geschwinde aus dem Tempel, schüttelte mit dem Kopfe, und bezeugte sich in allen als ein drohender Mensch. Als die Freunde der Sophronia die Sache mit einander überlegt, und von den Ursachen des Titus bewogen, oder vielmehr von seinen Drohungen erschreckt worden waren, so hielten sie davor, daß dieses das beste Mittel wäre, wenn sie das, was geschehen wäre, billigten, und den Titus in ihre Verwandschafft aufnähmen. Sie hielten alle für besser den Titus zum Verwandten, da es Grisippus nicht hätte seyn wollen, als zum Feinde zu haben. Sie giengen dahero zum Titus, und sagten zu ihm, daß sie vollkommen zufrieden wären, daß Sophronia seine Frau bliebe, und daß sie von nun an ihn als einen Verwandten und den Grisippus als

einen Freund betrachten würden. Ein ieder umarmte den andern, und Sophronia wurde wieder zum Titus gebracht, welche aus der Noth eine Tugend zu machen wuste, und den Titus in kurzer Zeit eben so sehr liebte, als sie den Grisippus geliebet hatte. Die Neuvermählten reißten einige Tage hernach nach Rom ab, woselbst sie mit vieler Ehre und Vorzug empfangen wurden. Da Grisippus nach der Abreise des Titus zu Athen wenig geliebet wurde, und allerhand Unglück zu ertragen hatte, so würde wider ihn ein grosser Aufstand, daß er und sein ganzes Haus auf ewig verwiesen wurden. So reich als er zuvor gewesen war, so arm wurde er, daß er betteln mußte: Dahero gieng er nach Rom so gut er konnte, und hoffte, daß sich Titus seiner erinnern würde. Sobald er nach Rom war, und erfuhr, daß sein Freund noch am Leben und in grosser Hochachtung wäre, so setzte er sich vor sein Haus und blieb da bis Titus hineingegangen war. Grisippus war in so betrübten Umständen, daß er sich nicht unterstund, sich seinem Freunde zu erkennen zu geben, oder ihn anzureden: Er vergaß nichts seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, weil er überzeugt war, daß er, wenn er ihn nur erkennete, nicht ermangeln würde, ihn ruffen zu lassen: Er gieng aber vorbey, ohne ihm ein Wort zu sagen. Weil Grisippus glaubte, daß ihn Titus gesehen und verachtet hätte, so begab er sich voller Verdruß und Widerwillen weg, zumal da er daran dachte, was er an ihm gethan hatte. Es war schon Nacht, als Grisippus noch nicht einmal gefrühstücket hatte. Weil er nun weder Heller noch

Pfennig hatte, auch nicht wuste, wo er hingehen sollte, und sich den Tod vor das Leben wünschte, so kam er an ein Gemäuer, welches an einem sehr entfernten Orte von der Stadt war, und wohin so leichte Niemand kam; daselbst nahm er eine Art von einem kleinen Keller wahr, und beschloß die Nacht daselbst zuzubringen. Nachdem er sich lange genug gemartert und gequälet hatte, so schlief er endlich der Härte und Unbequemlichkeit seines Nachtlagers ohngeachtet, ein. Gegen Morgen trug es sich zu, daß zwey Menschen, welche einen Raub begangen hatten, ihre Beute in den Keller, worinnen Grisippus war, zu theilen kamen. Die zwey Räuber geriethen in Wortwechsel, darauf kam es zu Schlägen, und endlich wurde der eine gar todt geschlagen. Da dieses Grisippus sahe, so glaubte er, seinem Wunsche nach, ein sicheres Mittel zu sterben, gefunden zu haben. Die Wache, welche den Mord erfahren hatte, kam an den Ort, und da sie den Grisippus da fanden, so nahmen sie ihn gefangen mit weg. Er bekannte das Verbrechen, und sagte, daß er den Ort, wo er es begangen, nicht hätte verlassen können. Auf dieses Bekenntniß verurtheilte ihn Marcus Varro, der damals Richter war, dem Gesetze nach, am Creutze zu sterben. Titus, der zu seinem Glück an den Richterstuhl gekommen war, sahe den Verbrecher genau an, und da er sein Verbrechen erfahren hatte, so erkannte er, daß es Grisippus war, er erstaunte über sein Unglück, und daß er ihn in einem so erbärmlichen Aufzuge in Rom sehen sollte. Weil er nun entschlossen war ihn zu retten, es möch-

te auch kosten was es wolle, und sahe, daß er seine Absicht nicht erreichen würde, als wenn er sich des Verbrechens wegen selbst anklagte, so schrie er augenblicklich: Marcus Varro, lasset den Beklagten, den ihr verurtheilet habt, loß. Er ist unschuldig, und ich bin schuldig. Ich habe die Götter durch einen Mord nur allzusehr beleidiget, als daß ich sie von neuen beleidigen sollte, wenn ich einen Unschuldigen die Strafe, welche ich verdiene, sollte tragen lassen. Varro erstaunte über ein solches Bekenntniß, und wünschte, daß es nicht so öffentlich geschehen seyn möchte. Weil aber kein Mittel weiter zu finden war und er sich genöthiget sahe, den Gesetzen zu gehorchen, so ließ er den Grisippus loß und sagte zu ihm: Wie seyd ihr so närrisch gewesen, daß ihr ein Verbrechen, welches mit dem Leben bestraffet wird, und welches ihr doch nicht begangen, bekennet habet? Ihr saget, daß ihr das Verbrechen begangen habet, und dieser sagt, daß er es gewesen sey. Da nun Grisippus die Augen aufhub, und sahe, daß es Titus war, so merkte er gleich, daß er sich, ihn zu retten, selbst angeklaget hätte. Er konnte sich nicht enthalten vor Freuden zu weinen, da er sahe, daß ihn sein Freund nicht vergessen hatte. Nachdem er sich nun ein wenig besonnen, so sagte er zum Richter: Ich bin der Mörder, und das Mitleiden des Titus kommt mir zu spät zu Hülffe. Titus hingegen stellte dem Richter vor, daß Grisippus ein Fremder wäre, den man an dem Orte, wo der Mord wäre begangen worden, ohne Waffen gefunden hätte: daß es gar nicht wahrscheinlich wäre, daß er dieses Verbrechen sollte begangen haben; daß ihn aber vielleicht das

 Elend,

Elend, worinne er wäre, den Tod hätte wünschen lassen, dahero er sich dieses Mittels bedienet hätte, sein Leben und sein Unglück zu endigen, derohalben verlange er, daß er als ein Unschuldiger wieder losgelassen, er aber als Schuldiger gestraffet werden möchte. Ein so neuer Streit über einen Gegenstand von der Art setzte die Zuhörer in Verwunderung, und machte, daß der Richter sogleich einsahe, daß sie beyde unschuldig wären. Wie er nun auf Mittel dachte, sie beyde loszulassen, so kam ein junger Mensch, Nahmens Publius Ambustus, den jedermann vor einen boßhaften, und offenbahren Räuber hielt, welcher der wahre Thäter, und durch das Verfahren dieser zwey Leute, welche mit einander stritten, daß einer vor den andern sterben wollte, gerühret war, und sagte: mein Gewissen nöthiget mich euch mein Verbrechen zu bekennen: ich bin der Thäter, und diese zwey hier sind unschuldig. Ich habe den Menschen, welcher diesen Morgen ist umgebracht worden, getödtet. Ich sahe den armen Menschen wohl, welcher schlief, da ich mit dem, den ich umgebracht habe, die Beuthe theilete. Was den Titus anbelanget, so ist es nicht nöthig, daß ich ihn rechtfertige. Sein guter Nahme ist Vertheidigung genug vor ihm. Ich bitte euch also, lasset sie loß, und verurtheilet mich zu der Straffe, welche ich verdienet. Da Octavius Cäsar einen so sonderbahren Streit erfahren hatte, so wollte er die drey Leute selbst befragen, um zu erfahren, was sie nöthigte, daß einer vor den andern verurtheilet seyn wollte. Als nun ein jeder seine Ursachen gesaget hatte, so war

Cäsar so vergnüget darüber, daß er die beyden Unschuldigen losließ, dem dritten, als dem Schuldigen aber um dieser beyden willen Gnade erzeigete. Titus nahm den Grisippus mit nach Hause, und nachdem er ihm sein Mistrauen sehr verwiesen hatte, so erzeigte er ihm tausend Caressen, und die Sophronia empfing ihn, als wenn er ihr Bruder gewesen wäre. Titus theilte mit seinem Freunde sein ganzes Vermögen, und gab ihm seine Schwester Fulvia zur Frau. Also endigte Grisippus seine Tage zu Rom, und lebte mit seiner Frau, mit seinem Freunde, und mit Sophronien vollkommen vergnügt.

Le Brun und Bulfamaqve führeten einen Mediciner einsmals in einen stinkigten Graben, und liesen ihn unter dem Vorwande da, daß sie ihn mit in eine Gesellschafft nehmen wollten, welche auf Beute ausgieng.

Simon von Villa, reicher an Vermögen als Wissenschafften, kam vormals von Bologna mit dem medicinischen Doctor-Hute zurück, und miethete in der Strasse, welche man anietzo die Cürbis-Strasse nennt, ein Hauß. Dieser neu angekommene, hatte in der Gewohnheit, daß er sich nach allen Leuten, welche vorbey

bey giengen, erkundigte, gleich als wenn er nach den Gebehrden der Vorübergehenden seine Medicamente, die er seinen Kranken gab, hätte einrichten müssen. Vornemlich bemerkte er zwey Mahler, welche iederzeit beysammen waren, und die man unter dem Nahmen le Brun und Bulsamaqve kennete. Da es ihm schien, und wie es auch wahr war, daß er niemals zwey zufriednere Leute als diese beyde gesehen hätte, so fragte er verschiedene Leute, wer sie wären; Als er nun gehöret hatte, daß sie Mahler, und auch so arm als Mahler wären, so bildete er sich ein, daß es nicht möglich seyn könnte, daß solche arme Leute so lustig und zufrieden wären, und daß sie nothwendig eine unbekannte Qvelle haben müsten, zumal da es bekannt wäre, daß sie listig und verschlagen wären. Um nun die Wahrheit davon zu erfahren, so setzte er sich in den Kopf, mit ihnen, oder zum wenigsten mit einem von ihnen, Bekanntschaft zu machen. Er fieng also bey dem le Brun an. Dieser hatte sich kaum ein wenig mit dem Mediciner unterhalten, als er sogleich sahe, daß er ein vollkommner Narr wäre. Sie waren beyde mit einander so gut zufrieden, daß ein ieder in dieser neuen Gesellschaft ein Vergnügen fand. Le Brun belustigte sich über die Thorheiten des Mediciners, und der Mediciner wünschte sich Glück, mit so einem Verdienstvollem Manne, wie le Brun war, Bekanntschaft gemacht zu haben. Da ihn nun der Mediciner verschiedenemal tractiret hatte, so sagte er einsmals auf eine vertraute Art zu ihm, daß er sich wundere, wie er und Bulsamaque, da sie doch kein Vermögen hätten, so lustig und zufrieden seyn könnten, und bath

ihn, daß er ihm ihr Geheimniß entdecken möchte. Weil Le Brun sahe, daß die Bitte sehr grob war, so entschloß er sich ihm so zu antworten, wie er es verdienete. Einem andern, als euch, würde ich es nicht sagen, wie wirs machen, sagte er: Da ihr aber einer von meinen guten Freunden seyd, so will ich mir kein Bedenken machen, es euch zu sagen, iedoch mit der Bedingung, daß ihr niemals gegen iemanden etwas davon saget. Bulfamaque und ich, sind vergnügt und zufrieden, und vielleicht zufriedner, als ihr euch einbilden könnet: iedennoch muß ich euch sagen, daß das, was wir verdienen, kaum zum nöthigen Wasser hinreichend ist. Hierbey stehlen wir nicht; aber wir gehen auf Beute aus, und verdienen alles, was wir nöthig haben, oder wünschen, ohne iemand Unrecht zu thun: Und dieses macht es, daß wir so vergnügt leben. Der Mediciner glaubte dieses vollkommen, ob er es schon nicht begreiffen konnte, und bat den Le Brun, daß er ihm sagen möchte, was auf Beute ausgehen, wäre, und versichrrte ihm, daß er niemals ein Wort davon sagen wollte. Le Brun erwiederte, daß dieses ein Geheimniß wäre, welches er ihm nicht sagen könnte: daß er sein Leben und alles, was er auf der Welt am liebsten hätte, in Gefahr setzen würde, wenn er es ihm sagen wollte. Le Brun, der diese Schwierigkeiten blos deswegen machte, um sich destomehr bitten zu lassen, erhielt tausend Versicherungen eines ewigen Stillschweigens, und sagte endlich, nach vielen Ceremonien, daß er ihm ein Geheimniß von der grösten Wichtigkeit entdecken wolte, weil er seiner Freundschaft und dem Vertrauen, welches er auf ihn setzte, nichts abschlagen könnte. Wisset also, mein Herr! daß vor

nicht gar langer Zeit ein gelehrter Schwarzkünstler, Namens Michel der Schottländer, hier war, welchem viel Edelleute grosse Ehre bezeugten. Da er hier weggieng, so ließ er auf ihr inständiges Bitten zwey von seinen gelehrtesten Schülern da, welchen er Befehl gab, diesen Edelleuten, in Betrachtung der Wohlthaten, so er von ihnen empfangen hätte, alle nur mögliche Dienste zu erweisen. Diese zwey Leute dieneten diesen Edelleuten, nicht allein bey ihren Liebeshändeln, sondern auch in andern Sachen sehr gerne. Da ihnen die Stadt und die Leute gefielen, so beschlossen sie sich in Florenz niederzulassen, und mit jederman umzugehen, ohne unter den Adelichen und Bürgerlichen, unter den Reichen und Armen einen Unterschied zu machen. Es war genug, wenn die Leute einigermassen ihre Gemüthsart hatten. Aus Gefälligkeit gegen ihre Freunde nun machten sie eine Gesellschafft von ohngefehr fünf und zwanzig Personen zusammen, welche sich monatlich zweymal an einem Orte, den sie erwählen wollten, versammlen sollten. Da die Versammlung beysammen war, so sagte ein ieder den Schülern des Schottländers, was er verlangte, und diese erfülleten es, so lange als die Nacht währete. Bulfamaque und ich machten Bekanntschafft mit diesen zwey Leuten, und wurden von ihnen so sehr geliebet, daß wir in die Gesellschafft, worinne wir noch sind, aufgenommen wurden. Das ist was vortrefliches, wenn man die kostbaren Tapeten des Saals, wo wir speißten, betrachtet; das kostbare Essen, die grosse Anzahl vornehmer Leute beyderley Geschlechts, welche den Befehlen der Glieder der Gesellschafft gehorchen. Das goldene und silberne Geschirre, dessen wir uns bedienen, und die

ver-

verschiednen Arten von Fleische, welche man einem ieden nach seinem Geschmacke aufträget. Es giebt kein musicalisches Instrument, womit man seine Ohren nicht belustiget, und ich kann euch nicht sagen, wie viel Wachslichter bey dieser Gasterey brennen, oder was vor ein Ueberfluß von Zuckerwerk und Confect da befindlich ist, noch wie kostbar der Wein ist, welchen man da trinket. Wir sind so reich gekleidet, daß der geringste einem Kaiser ähnlich siehet. Eines von unsern grösten Vergnügungen ist dieses, daß man nur die schönsten Weiber auf der Welt wünschen darf, und man führet sie uns von allen Enden und in einem Augenblicke herbey. Ihr sehet daselbst alle Königinnen der Welt, bis auf die Frau des Priester Johannes, welche Hörner im Arsche hat. Wenn man gegessen und getanzet hat, so gehet ein ieder mit derjenigen, die er verlangt hat, in sein Zimmer. Hierbey muß ich euch sagen, daß diese Zimmer von dem besten Rauchwerke, das man nur haben kann, durchräuchert sind. Die Betten sehen viel schöner aus als des Herzogs von Venedig seines. Nun überlasse ich euch selbsten, zu überlegen, was man in so prächtigen Betten mit den schönen Weibern macht. Es hats niemand besser als ich und Bulfamaque. Er läst ofte die Königin von Frankreich kommen, und ich die Königin von Engelland, welche die beyden schönsten Personen von der Welt sind. Wir haben uns so sehr einzuschmeicheln gewust, daß diese Prinzeßinnen an niemand anders als an uns denken. Daraus könnet ihr urtheilen, ob jemand vergnügter seyn könne als wir: Denn über die Freundschafft zweyer grossen Königinnen, wovon wir gewiß versichert sind, brau-

chen

chen wir sie nur um tausend oder zweytausend Ducaten zu bitten, so haben wir sie auch augenblicklich; dieses heissen wir auf Beute ausgehen. Nunmehro könnet ihr sehen, ob ich Unrecht hatte, euch die Verschwiegenheit zu empfehlen. Der Mediciner, der vielleicht weiter nichts wuste, als kleinen Kindern den Grind zu heilen, glaubte alles dieses, als einen Glaubensartickel, und hatte eine entsetzliche Begierde in diese vortrefliche Gesellschafft aufgenommen zu werden. Beynahe hätte er Le Brun sogleich gebeten, daß er ihn in diese Gesellschafft bringen möchte; er glaubte aber, daß er ihn durch neue Ehrenbezeugungen in seinen Vortheil ziehen müste, damit er diese Bitte desto eher an ihm thun könnte. Le Brun aß seitdem nirgends als bey dem Mediciner, der ihm so viel Freundschafft erwieß, daß man hätte glauben sollen, er könnte nicht ohne ihm leben. Le Brun mahlete, um nicht undankbar zu scheinen, in dem Saale des Mediciners die Faste und Agnus Dei an die Thüre, über die Thür seines Zimmers aber einen Nachttopf, welcher ihm statt eines Zeichens dienen sollte. Er mahlete ihm auch in seine Gallerie den Krieg der Ratten und der Katzen, welches der Mediciner sehr bewunderte. Wenn es sich zutrug, daß Le Brun nicht bey dem Mediciner speisete, welches doch nicht ofte geschahe, so sagte er ihm den Morgen darauf, daß er die Nacht bey der Gesellschafft zugebracht hätte. Und weil ihm die Königinn von Engelland ein wenig verdrießlich gemacht hätte, so hätte er die Gumedra des grossen Tartar-Chans kommen lassen. Was heißt Gumedra, antwortete der Mediciner? Ich verstehe dieses Wort nicht. Das wundert mich nicht, erwiederte Le Brun; Denn ich habe sagen hören, daß

der

der Bocrat nichts davon meldet. Ihr wollt vielleicht Hypocrat sagen, sagte der Mediciner darauf. Ja ihr habts getroffen, fuhr Le Brun fort. Ich verstehe euere Redensarten eben so wenig, als ihr meine verstehet. Gumedra ist in tartarischer Sprache das, was wir Kayserinn nennen. O das ist eine schöne Frau! wenn ihr sie sehen solltet, ihr würdet alle eure Arzeneyen und Pflaster vergessen. Da nun dieses und verschiedene andere Mährchens, welche er ihm erzählete, die Begierde des Doctors iemehr und mehr anfeuerte, so entschloß sich dieser endlich, ihm sein Herz zu eröffnen, weil er überzeugt war, daß ihn seine Wohlthaten vollkommen in sein Interesse gezogen hätten? Eines Abends also, da er das Licht hielt, da der Mahler an der Schlacht der Ratten und Katzen arbeitete, und niemand als sie beyde da war, so sagte er ihm auf die ernsthafteste Art von der Welt: Weil niemand auf der Welt ist, vor dem ich das thäte, was ich vor euch thun würde, so wundert euch nicht über die Bitte, welche ich als ein guter Freund an euch thue. Seitdem ihr mir von eurer angenehmen Gesellschafft erzählet habet, so habe ich groß Verlangen, auch dabey zu seyn. Wenn ich ja darzu kommen sollte, so haltet mich vor den grösten Narren von der Welt, wenn ich euch nicht die schönste Magd, die ihr iemals gesehen habt, zeige. Ich habe sie vergangenes Jahr gesehen, und muste sie lieben. Ich hatte ihr zwey grosse Bologneser (eine Art von Münze, welche ohngefehr acht Marien Groschen gilt) geboten, sie zu bewegen, mir einige Gunst zu erzeigen: Ich konnte es aber nicht so weit bringen, daß sie sich dazu entschlossen hätte. Nunmehro bitte ich euch, saget mir doch,

was

was ich thun muß, wenn ich in eure berühmte Gesellschafft kommen will, und seyd versichert, daß ihr an mir einen wahren Freund, der euch Ehre machen wird, haben werdet. Ihr sehet, daß ich ein hübscher Mensch bin, und dicke Waden habe: Mein Gesicht ist frisch wie eine Rose, und überdieses bin ich Doctor Medicinä, dessen ihr, wie ich glaube, benöthiget seyd. Ich weiß tausend schöne Sachen, und so gar eine grosse Menge Liederchen. Zur Probe will ich eines singen: und hierauf fieng er an zu singen. Le Brun hätte gar zu gerne lachen mögen; er hielt sich aber doch. Da das Liedchen aus war, so sagte der Mediciner: Nun mein werther Freund, was haltet ihr davon? Ihr singet so vortreflich schöne, antwortete Le Brun, daß nichts darüber ist. Ihr hättet es wohl niemals geglaubet, fieng der Doctor wieder an. Ich weiß wohl noch andere. Mein Vater war, so wie ihr mich ansehet, ein Edelmann, ob er schon auf dem Dorfe wohnete, und von Seiten meiner Mutter, stamme ich aus dem Hause Vallechio. Kein Mediciner in Florenz hat weder so schöne Bücher, noch so schöne Kleider, als ich. Ich bitte euch also nochmals, es dahin zu bringen, daß ich in eure Gesellschafft kommen kann. Wenn ihr mir das zu Gefallen thut, so will ich euch, ihr möget krank werden, wenn ihr wollet, umsonst gesund machen. Le Brun wollte ihm weis machen, als wenn er eine Ausflucht suchen wollte, und sagte zu ihm: leuchtet ein wenig, ich will euch antworten, wenn ich diesen Ratten werde Schwänze gemahlet haben. Le Brun stellte sich hierauf ganz verwirrt, und sagte, daß er zwar überzeugt wäre, daß er grosse Dinge vor ihm thun würde, da aber auch das, was

ihr

ihr verlanget, sehr wichtig ist, so ist wohl niemand auf der Welt, dem ich dieses so leicht zu Gefallen thäte. Da ich euch aber liebe, und ihr mich mit einer einnehmenden Weisheit darum bittet, so kann ich euch nichts abschlagen. Jedoch muß ich euch sagen, daß mein Ansehen viel geringer ist, als ihr wohl glaubet. Da man aber bey einem so rechtschaffenen Manne, wie ihr seyd, nichts zu befürchten hat, so will ich euch sagen, was ihr thun müsset, wenn ihr in unsre Gesellschafft wollt aufgenommen seyn, und ich glaube, daß ihr mit euern schönen Büchern, und raren Eigenschafften, wovon ihr mir gesaget habet, nicht viel Mühe haben werdet, aufgenommen zu werden. Wir haben in unsrer Gesellschafft jederzeit einen Hauptmann und zwey Räthe, die allemal von sechs zu sechs Monathen verneuert werden. Es ist beschlossen, daß Bulfamaqve das nächstemal Hauptmann und ich Rath werden soll. Weil nun der Hauptmann viel dabey thun kann, wenn ein neues Mitglied aufgenommen werden soll, so hielte ich davor, daß es euerm Vortheile zuträglich seyn würde, wenn ihr mit dem Bulfamaqve Bekanntschafft machtet und durch eure Höflichkeiten auf eure Seite zu bringen suchtet. Er liebt redliche Leute, und wenn er sehen wird, daß ihr so klug seyd, so wird er euch sogleich hochachten. Wenn ihr ihn einmal gewonnen habt, so könnt ihr eure Bitte sicher thun. Er kennet euch schon durch das Gute, welches ich ihm von euch gesaget habe, und er ist sehr geneigt unter die Zahl eurer Freunde aufgenommen zu werden. Wenn dieser Anfang gemacht worden ist, so will ich das übrige gerne über mich nehmen. Das gefällt mir sehr wohl, antwortete der Doctor. Wenn

Bulfamaque kluge Leute liebt, so wird er mich sobald nicht kennen, als er mir auch nachlaufen wird. Ich bin so klug, daß ich eine ganze Stadt damit versehen könnte, und dennoch genug für mich übrig behielt. Le Brun erzählte alles dieses dem Bulfamaque, der ausserordentlich ungedultig war, auf Kosten dieses grossen Doctors zu lachen. Der Mediciner, welcher nichts so sehr wünschte, als auf Beute auszugehen, lies den Bulfamaque bitten, daß er ihm die Ehre geben möchte, mit einem kleinen Abendbrodte bey ihm vorlieb zu nehmen. Auf diese Abendmahlzeit folgten andere. Der Doctor tractirte fast alle Tage mit schmackhaften Essen und guten Wein. Die Mahler weigerten sich, so viel als nöthig war; endlich aber, liessen sie sich durch das Bitten des Doctors überwinden, und versicherten, daß sie bey einem andern gewiß nicht bleiben würden. Da nun der Mediciner seine Zeit ersehen hatte, so that er an den Bulfamaque eben die Bitte, die er an Le Brun gethan hatte. Jener stellte sich zornig, und sagte diesem tausenderley Scheltworte, indem er ihn anklagte, daß er die Gesellschafft verrathen und ihre Geheimnisse offenbahret hätte. Der Mediciner aber versicherte, daß er es anderswo erfahren hätte, und redete ihm so klüglich zu, daß er seinen Zorn stillete. Man kann es wohl sehen, mein Herr, sagte Bulfamaque zu ihm, daß ihr in Bologna gewesen seyd, und ein Geheimniß zu verwahren wisset. Le Brun hat mir zwar gesagt, daß ihr ein gelehrter Mediciner wäret, er hat mir aber nicht gesagt, daß ihr mit eurer klugen Aufführung und schönen Worten die Herzen so einzunehmen wüßtet. Sehet ihr nun wohl, mein Herr, unterbrach ihn der Doctor, indem er sich

gegen Le Brun wendete, wie viel es zu sagen hat, wenn man mit klugen Leuten umgehet. Hat dieser ehrliche Mann nicht in einem Augenblick den ganzen Umfang meiner grossen Gelehrsamkeit eingesehen? Ihr brauchtet mehr dazu, ehe ihr einsehen konntet, wie hoch ich zu achten sey. Hierauf sagte er zum Bulfamaque, ihr würdet wohl noch anders geredet haben, wenn ihr mich zu Bologna gekennet hättet, da war niemand weder groß noch klein, weder gelehrt noch ungelehrt, dessen Herz ich durch meine schönen Worte, und durch meine grosse Gelehrsamkeit, nicht hätte zu gewinnen gewust. Ich verstund die Kunst zu gefallen so wohl, daß ich niemals redete, ohne daß jederman darüber gelachet hätte, und da ich wegzog, war jederman betrübt darüber. Ich hatte unbeschreibliche Mühe mich des Bittens zu erwehren, welches man mir that, dazubleiben: man wollte mich zum einzigen Professor Medicinä machen: endlich aber schlug ich alles aus, um hier mein grosses Vermögen zu geniessen. Nu, Bulfamaque, sagte Le Brun hierauf! Sehet ihr nun wohl, daß ich euch von der Geschicklichkeit dieses Herrn nicht zu viel gesaget habe. Anietzo müsset ihr mir zugeben, daß ihr Unrecht hattet, da ihr nicht glauben wolltet, daß kein Mediciner in der Stadt wäre, der sich besser auf den Esels-Urin verstünde, als dieser Herr hier, und daß man seines gleichen bis an die Thore von Lucca nicht finden könnte. Ihr sehet selbst, ob es möglich ist, ihm was abzuschlagen. Ihr habt würklich Recht, mein Herr Le Brun, antwortete der tumme Mediciner, und man kennet mich gewiß noch nicht recht, ich wollte daß ihr mich sehen solltet, wenn ich bey andern Doctorn bin. Ich habe nicht nöthig, erwiederte Bul-

samaque, euch bey andern Doctorn zu sehen, um zu glauben, daß ihr gelehrter seyd als ich dachte. Alles, was ich euch sagen kann, ist dieses, daß ich alles mögliche thun werde, daß man euch in unsere Gesellschafft aufnimmt. Dieses Versprechen vermehrete die Ehrenbezeugungen und die Gastereyen, welche der Mediciner dieser Mahler wegen hielte, um ein grosses. Die Thorheiten, welche er sagte, waren vor sie eine Comödie. Sie versprachen ihm, die Gräfin von Civilari (so nennet man zu Florenz den Ort, wo allerhand Unreinigkeiten hingefahren werden) zur Frau, welche die schönste wäre, die sich überall befände, wo man niemanden vor sich hinschicken könnte. Wer ist diese Gräfin, fragte der Mediciner? O das ist eine grosse Frau, antwortete Bulsamaque, es giebt wenig Häuser, worinne sie nicht einiges Recht hätte. Die ganze Welt ist ihr zinsbar, und bläset ihr zu Ehren auf der Trompete von hinten. Die meiste Zeit ist sie eingeschlossen: wenn sie aber spatziren gehet, so kann man sie weit riechen. Bisweilen gehet sie ins Wasser, sich die Füsse zu waschen: ihr ordentlicher Sitz aber ist das Königreich der Schießhäuser. Nachdem er die Officier der Gräfin beschrieben hatte, so erzählete er ihm von ihren Barons solch Zeug, daß man vor Lachen hätte ersticken mögen, und versicherte ihn nochmals, ihn in die Arme dieser grossen Gräfin zu bringen, wenn er nicht das Unglück hätte, daß sein Vorhaben vereitelt würde. Der Doctor war mit dem Bildniß, welches man ihm von der Gräfin gemacht hatte, vollkommen zufrieden: noch zufriedner aber war er, als man ihm einige Tage hernach sagte, daß die Gesellschafft willens wäre ihn aufzunehmen. Der Tag, welcher

vor der Nacht hergieng, da die Versammlung sollte gehalten werden, behielt der Doctor die Mahler zum Mittagsessen, und fragte sie, wie er sich dabey aufzuführen hätte? Bulsamaque sagte zu ihm, daß er erstlich viel Herzhaftigkeit haben müste, weil er sonsten Hindernisse finden würde, die zu ihrem Schaden gereichen möchten: Dieserwegen müste er gegen eilf Uhr des Abends auf dem Kirchhofe auf ein neues Grab treten, und eines seiner schönsten Kleider anziehen, und dieses beydes folgender Ursachen wegen: Erstlich, damit er sich mit mehrerer Ehre der Gesellschafft zeigen möchte; und nachgehends auch die Gräfin in ihrer guten vorgefaßten Meynung zu erhalten; und weil ihr uns letzthin sagtet, daß ihr ein Edelmann wäret, so hat sie beschlossen, auch auf ihre Unkosten zum Ritter von kalten Wasser schlagen zu lassen. Auf diesem Grabe müsset ihr warten, bis man euch ein schwarzes Thier, das Hörner hat, abzuholen schicket. Dieses wird Sprünge und Capriolen vor euch machen, um euch abzuschrecken, wenn es aber sehen wird, daß ihr euch nicht fürchtet, so wird es ganz sachte zu euch kommen; und hierauf müsset ihr euch, ohne euch zu fürchten, und weder Gott noch die Heiligen zu nennen, drauf setzen. So bald ihr drauf seyn werdet, so müsset ihr eure Hände vor den Leib legen, ohne das Thier irgendswo anzugreiffen, da es euch denn ganz ruhig zur Versammlung bringen wird. Wenn ihr dieses unterlasset, so will ich euch zuvor sagen, daß euch das Thier irgend in einen übeln riechenden Ort werffen wird. Wenn ihr dahero nicht glaubet Herze genung zu haben, so würde das beste seyn, wenn ihr hier bliebet; denn ihr würdet uns Unglück verursa-

chen,

chen, ohne daß ihr einigen Vortheil davon hättet. Ihr kennet mich noch nicht, antwortete der Mediciner, und ihr urtheilet vielleicht aus meinen Kleidern und Handschuen von mir. Ich habe mein Lebetage wohl hundert Heldenthaten ausgeführet: aber ich will euch nur zwey davon erzählen. Da ich noch zu Bologna war, so ging ich eines Abends mit einigen guten Freunden menscheriren. Da wir so giengen, so kam ein ziemlich artiges Mädchen, die nicht höher als ein Ellbogen war. Sie wollte nicht mitgehen, ich trug sie aber bey den Haaren wohl hundert Schritte weit. Ein andermal ging ich, da der Zapfenstreich schon geschlagen war, bey dem Kirchhof der Franciscaner-Mönche, ohne mich zu fürchten, vorbey, da ich doch wuste, daß selbigen Tag eine alte Frau darauf war begraben worden. Also habt ihr nichts zu befürchten. Und wenn ich ja einen Fehler an mir habe, so ist es dieser, daß ich zu dreuste bin. Ich werde meinen scharrlachenen Rock, worinnen ich zum Doctor gemacht wurde, anziehen, und ihr werdet sehen, daß sich die Gesellschafft recht über mich freuen wird. Wenn man mich nicht gleich zum Hauptmann macht, so werdet ihr sehen, was man zwischen hier und einiger Zeit thun wird. Ich verspreche mir Wunderdinge, weil die Gräfin, da sie mich noch nicht gesehen hat, so sehr in mich verliebet ist, daß sie mich zum Ritter vom kalten Wasser machen will. Aber, fieng Bulfamaque wieder an, machet uns nicht zum Narren, und macht, daß ihr da seyd, wenn man nach euch schicken wird. Ich sage euch dieses darum, weil es kalt ist, und die Herren Mediciner nicht gerne frieren.

Ha, so einer bin ich nicht, antwortete der Doctor; schlaft nur ruhig, ich werde mich gewiß einstellen.

Da die Mahler weg waren, so machte der Doctor, da er sahe, daß es Nacht wurde, seiner Frau weiß, daß er nöthige Verrichtungen zu besorgen hätte; nahm seinen schönen Rock, und verfügte sich auf das Grab, wovon man ihm gesaget hatte, wo er das Thier, weil es kalt war, mit Ungedult erwartete. Bulfamaque, welcher groß und geschickt vom Leibe war, schaffte sich eine Maske an, nahm einen Rock, der mit schwarzen Pelz gefüttert war, und kehrete ihn um, worinne er einem Bäre ziemlich ähnlich war. Ueberdieses hatte die Maske Hörner, und eine Figur des Teufels. In diesem Aufzuge gieng er mit Le Brun, der die Comödie auch mit ansehen wollte, an den Ort, wo sich der Doctor befand. Da er ihn sahe, so machte er ein entsetzliches Geheule, und wunderbahre Sprünge. Nun schauerte dem Mediciner die Haut, und wäre lieber in seinem Bette gewesen. Dennoch aber behielt die Begierde, die Wunderdinge, wovon man ihm gesagt hatte, zu sehen, über seine Furcht die Oberhand. Da Bulfamaque einige Zeit herum gesprungen war, so gieng er ganz sachte an das Grab, der Mediciner wuste nicht, ob er sich aufsetzen sollte, oder nicht. Weil er aber befürchtete, es möchte ihm schlim gehen, wenn er sich nicht aufsetzte, so vertrieb die letzte Furcht die erste, und machte, daß er sich ganz sachte auf das Thier setzte, indem er dabey sagte, Gott begleite mich! Er legte seine Hände vor den Leib, wie man ihm gesagt hatte, und Bulfamaque nahm unvermerkt den Weg nach einem Graben, wo man alle Unreinigkeit hinein warf, und unter andern auch den Ueberfluß der Gräfin, die man dem

Doctor

Doctor versprochen hatte. Da er nun seine Zeit ersahe, so näherte er sich dem Graben, und warf seinen Reuter hinein, daß der Kopf unten kam. Hierauf sprang und hüpfete er von neuen, und gieng zu Le Brun, welcher auf ihn wartete, und sich hatte entfernen müssen, weil er sich des Lachens nicht enthalten konnte, und sahen beyde zu, wie sich ihr beschissener Mediciner heraus helfen würde. Da dieser arme Teufel sahe, daß er an einem so abscheulichen Orte war, so wendete er alle Kräfte an, wieder heraus zu kommen, und da er bald auf diese bald auf jene Seite fiel, so wurde er dermassen voll Koth, daß man ihn fast nicht kannte, und kam endlich, da er etliche Drachmas voller dreckigten Materie verschluckt hatte, wieder heraus. Er nahm die Hände und machte den Dreck damit ab, weil er nichts anders bey der Hand hatte, und gieng ohne Hut und voller Verdruß wieder nach Hause. Da er lange genug geklopfet hatte, so wurde ihm endlich aufgemacht, und da er hinein war, kamen Le Brun und Bulfamaque an die Thüre, um zu hören, wie ihn seine Frau aufnehmen würde. Hier höreten sie nun, daß sie ihm die schimpflichsten Reden, welche der ärgste Böswicht kaum verdiente, sagete. Das ist euch recht, sagte sie: ihr wolltet gewiß eine Hure besuchen, und habt euch deswegen so sauber angezogen. Solltet ihr mit so einer Frau, wie ich bin, nicht zufrieden seyn? Ihr seyd ein schöner Dreck-Mediciner, ihr habt eine ehrliche Frau, und geht zu Huren. Und diese Music währete bis nach Mitternacht, denn so lange dauerte es, bis der Mediciner von seinem Drecke wieder gesaubert war. Den Morgen darauf giengen die beyden Mahler, da sie den Leib zuvor bläulicht gemah-

let

ket hatten, gleich als wenn sie wären geschlagen worden, zu ihren Mediciner. So bald sie der Doctor sahe, so gieng er ihnen, wie gewöhnlich, entgegen, sie stellten sich aber, als wenn sie entsetzlich zornig wären, und beschuldigten ihn einer Untreue, weil sie seinetwegen entsetzlich wären geschlagen worden, ohne zu gedenken, daß man sie aus der Gesellschafft hätte stossen wollen, und damit sie zeigen möchten, daß das, was sie sagten, wahr wäre, so liessen sie ihm ihre blossen Leiber sehen. Der Mediciner wollte sich entschuldigen, und mit ihnen von dem stinkenden Orte, worein er war geworfen worden, reden: Bulfamaque aber unterbrach ihn, und sagte, daß er wollte, daß er oben von der Brücke wäre herunter geworfen worden. Zum Teufel, fuhr er fort, warum habt ihr euch dem lieben Gott und seinen Heiligen empfohlen? Haben wirs euch nicht verboten, das soll das erste und das letztemal seyn, daß man uns auf so eine Art hintergehet. Der Doctor brachte grosse Entschuldigungen vor, und bath sie, daß sie die Sache verschweigen möchten: um sie nun desto eher dahin zu vermögen, so erzeigte er ihnen mehr Ehre und Höflichkeit, als er jemahls gethan hatte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Boccaccio, Giovanni, 1313-1375

Kern der lustigen und scherzhaften Erzählungen des Bocaz aus dem Italiä
nischen übersetzt

Bd.: 3.

[S.l.] (1762)

Rem.IV 2265-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10945661-5